Die Wartburg

Deutsch-evangelische Monatsschrift

Begründet von Geh. Kirchenrat D. Friedrich Meyer in Zwickau und Konsistorialrat D. R. Eckardt in Altenburg (S.-Alt.)

Nr. 6 | Berlin, Juni 1925 | 24. Jahrgang

Der Bezugspreis beträgt vierteljährlich 1 Goldmark.

Unsere Freunde und Leser

bitten wir zum bevorstehenden Quartalswechsel, nicht nur selbst ehestens ihre Bestellung zu erneuern, sondern auch

alles, was in ihren Kräften steht

zu tun, um der Wartburg neue Leser und Freunde zuzuführen. Die Wartburg ist nicht imstande, einen kostspieligen Werbeapparat aufzubieten; um so dringender bittet sie ihre Freunde, an ihrer Verbreitung mitzuwirken, damit der Umfang des Blattes endlich wieder erweitert werden kann. Unser Blatt hat auf dem Boden der evangelischen Presse seine besondere Aufgabe und ist bei der heutigen Lage des Protestantismus schlechthin unentbehrlich.

Namentlich bitten wir auch die unmittelbaren Bezieher um schleunige Uebermittelung etwaiger rückständiger Bezugsgelder!

Verlag und Schriftleitung der Wartburg.

Altes und Neues.

Gewiß sind jene Jahre von 1519—1523 die schönsten der Reformation, und es ist eine wunderbare Fügung gewesen, daß alles das, was geleistet werden sollte, die ganze Aufgabe der Zukunft, von Luther selbst in einem Moment in Angriff genommen und der Verwirklichung nahegebracht schien. Allein diesem reichen Frühling ist kein voller Sommer gefolgt. Um jene Jahre ist Luther über sich selbst erhoben worden und hat die Schranken seiner Eigenart scheinbar überwunden — er ist die Reformation gewesen, sofern sich in ihm alles zusammenfaßte, was die Rückkehr zum paulinischen Christentum und die Begründung eines neuen Zeitalters zugleich bedeutete.

Damals ist auch der Bund zwischen dem Protestantismus und Deutschland geschlossen worden.

Gewiß — das evangelische Christentum ist der Menschheit geschenkt worden, und umgekehrt, der deutsche Geist hat sich auch heute noch lange nicht dem Protestantismus unterworfen; dennoch gehören Protestantismus und Deutschland untrennbar zusammen. Wie die Reformation im 16. Jahrhundert das Deutsche Reich gerettet hat, so ist sie noch immer die stärkste und eigentlichste Kraft desselben, das fortwirkende Prinzip und das höchste Ziel. Adolf von Harnack.

Die Umwandlung des Ordenslandes Preußen in ein weltliches Herzogtum.

Das Jahr 1525 brachte für die Entwickelung und den Fortgang der Reformation sowie für die gesamte Tätigkeit Luthers eine große Gefahr; denn für den Ausbruch des Bauernkrieges, der durch die Schlacht bei Frankenhausen am 15. Mai 1525 sein Ende fand, machte man Luther verantwortlich, obgleich er seine Stellung stets klar ausgesprochen hatte. Es setzte nun allerorten im Deutschen Reiche ein Gegendruck gegen die Evangelischen ein, den man bisher unterlassen hatte, weil die Furcht bestand, es könnte eine große Volksbewegung heraufbeschworen werden. Jetzt hatte man gesehen, daß Waffengewalt wohl imstande war, auch eine solche Bewegung niederzuwerfen. — Dieses selbe Jahr, das ein Verhängnis für die Reformation war, brachte ihr doch andererseits einen großen Erfolg und für die Geschichte des Evangeliums im deutschen Lande eine wesentliche Eroberung. Denn am 10. April 1525 wurde das Ordensland Preußen für die Reformation gewonnen und in ein weltliches Herzogtum verwandelt. Dort war im Jahre 1511 der Hohenzoller Albrecht von Brandenburg-Ansbach (geb. 1490), der jüngere Sohn des Markgrafen Friedrich von Ansbach, und Vetter des durch den Ablaßstreit und das Auftreten Tetzels bekannten Kardinals Albrecht von Mainz, vom Deutschen Orden zum Hochmeister gewählt wurden. Bestimmend für die Wahl war die Hoffnung, er werde den Orden wieder zu seiner alten Größe und Blüte emporheben und ihm die frühere Freiheit und Selbständigkeit zurückgeben. 1466 nämlich hatte der Orden Westpreußen an Polen abtreten müssen und das übrige Gebiet war lehnsabhängig von Polen geworden. Albrecht wagte auch im Vertrauen auf die Hilfe Brandenburgs 1518 den Krieg mit Polen, nachdem er, um sich das nötige Geld zu beschaffen, die Neumark verkauft hatte. Aber der Erfolg blieb aus.

Dazu kam, daß der Orden auch im Innern in Verfall geraten war. Parteiungen, die zu offenen Kämpfen geführt hatten, hatten die alte Kraft des Ordens längst erschüttert. Die Ritter führten das Schwert und sollten zugleich in den mönchischen Gelübden der Keuschheit, der Armut und des Gehorsams Gott dienen. Aber das sittliche Leben und der geistliche Charakter des Ordens stimmten längst nicht mehr überein. Das kirchliche Leben ließ viel zu wünschen übrig, und Laster waren keine Seltenheit. Wilder Lebensgenuß und Habsucht hatten den Orden auch wirtschaftlich heruntergebracht. Daß die Verhältnisse im Orden einer dringenden Reform bedurften, sah Albrecht klar. Aber er wußte nicht, wo und wie er sie beginnen sollte. Er hatte deshalb schon 1521 einen Gesandten an den Kurfürsten Friedrich geschickt mit der Bitte, daß Luther

die Ordensregel einer gründlichen Durchsicht unterziehen möge, um dadurch die Vorarbeit für die Reform des Ordens zu erlangen. Aber der Kurfürst wollte es noch vermeiden, Luther mit dieser Angelegenheit zu behelligen, und so wurde das Ordensbuch Luther gar nicht vorgelegt. Es blieb alles wie es war. Der Papst Clemens der 7. drängte nun entschieden darauf, daß eine Aenderung im Leben des Ordens eintreten müsse. Unterdessen war aber Albrecht selbst nach Deutschland gekommen.

Im Jahre 1522 tagte der Reichstag in Nürnberg, an dem auch Albrecht teilnahm. Hier erhielt er die ersten entscheidenden Eindrücke der evangelischen Verkündigung. Die Predigten Osianders wirkten so stark, daß er diesem Prediger evangelischer Wahrheit auch persönlich nahetrat. Die evangelische-Anschauung schlug bald so tief Wurzel in ihm, daß er den Mut fand, dem päpstlichen Gesandten gegenüber zu erklären, daß man der Kirche einen schlechten Dienst erweise, wenn man das, was offenbare Wahrheit sei, verdamme. Nun tat Albrecht den Schritt, der für die Entwickelung Preußens der entscheidende werden sollte. Er wandte sich unmittelbar an Luther; er schickte im Juni 1523 seinen Geheimen Rat, den Magister Oeser, mit einem Handschreiben an Luther, und ließ ihm die Bitte vertragen, er möge ihm seinen Rat erteilen, wie er eine Reform des gesamten Ordens vornehmen könne, so daß „Bischöfe, Prälaten und Geistliche im Ordensgebiet zu einem wahrhaft christlichen Leben gebracht werden könnten“. Ehe Luther eingehende Antwort erteilen konnte, traf der Hochmeister mit Luther persönlich zusammen, um ihm die Angelegenheit noch einmal unmittelbar vorzutragen. Das geschah am 29. November in Gegenwart von Melanchthon. Hier erfolgte die Anregung, die dann 1525 in die Tat umgesetzt wurde. Denn Luther erklärte dem Hochmeister, er möge „die verkehrte und törichte Ordensregel beiseite werfen und Preußen in einen weltlichen Staat, sei es Fürstentum, sei es Herzogtum, verwandeln“. Albrecht antwortete auf diesen Vorschlag nichts. Aber Luther erkannte wohl, daß sein Rat nicht abgeschlagen werden würde. So sprach er seinen Gedanken, dem er mündlich Ausdruck gegeben hatte, auch schriftlich aus, indem er ein Sendschreiben veröffentlichte mit dem Titel: „An die Herren Deutsch-Ordens, daß sie falsche Keuschheit meiden und zur rechten ehelichen Keuschheit greifen, Ermahnung.“ In dieser Schrift wies Luther auf die Widersprüche hin, die darin beständen, daß die Ritter einerseits das weltliche Schwert führten und andererseits geistlich seien und wie Mönche lebten. Dazu käme, daß der Argwohn der Untergebenen der Ordensherren, wenn sein Rat befolgt würde, schwinden und man die Ritter nicht mehr als unnütze Leute ansehen würde. Luther war der Meinung — und er täuschte sich darin, wie die Zukunft bewies, auch nicht — daß dieser Schritt, wenn er in christlichem Geiste und unter der Zustimmung der Untertanen erfolge, von vielen gern gesehen würde. Außerdem gab sich wohl Luther der Hoffnung hin, dieser Schritt des Deutsch-Ordens würde für andere Orden ein Ansporn sein, es ihm nachzutun.

Die Wirkung dieses mündlich und schriftlich gegebenen Rates blieb nicht aus. Das Ordensland stellte sich zum Plan der Einführung der Reformation durchaus freundlich. In Fluß kam die Bewegung dadurch, daß Georg von Polenz, der Bischof von Samland, sich dem Evangelium erschloß. Nun kam auch ein von Luther besonders empfohlener evangelischer Prediger nach Königsberg, der ehemalige Franziskaner Johannes Briesmann, der dann zum Domprediger ernannt wurde. Bald folgten ihm zwei weitere, Paulus Speratus und Johannes Poliander. Der Bischof von Pomesanien, Erhard von Queiß, schloß sich 1524 ebenfalls der Bewegung an. Dadurch wurde Luthers Plan verwirklicht, daß die Reformation nicht von seiten Albrechts als etwas dem Ordensgebiet Aufgedrängtes eingeführt würde, sondern daß der Wunsch des Volkes selbst dahin ginge, daß der Möncherei ein Ende gemacht würde. Noch einmal traf Albrecht mit Luther persönlich zusammen und ließ sich über seine rechtliche Stellung zum Papst und über den Geltungsbereich der gesetzlichen Bestimmungen der katholischen Kirche beraten. Nun konnten die Absichten des Hochmeisters nicht mehr verborgen bleiben, und an Drohungen fehlte es nicht, als man sah, wohin die Bewegung in Preußen trieb. Dazu kam, daß die Landstände in Preußen selbst um evangelische Prediger baten. Damit war der Ausbreitung des Evangeliums der Boden bereitet. Und als Albrecht den Schritt tat, zu dem Luther ihm geraten hatte, waren die Herren des Ordens längst zum überwiegenden Teile für diese Art der Reform, d. h. für die Reformation gewonnen.

Nun drängte auch Polen, Albrecht solle seinen Lehnseid ablegen, anderenfalls, drohte der König, werde der Orden vertrieben. So mußte Albrecht sein Schwanken aufgeben und sich entscheiden. Die Frage war nur die, ob Polen Preußen, wenn es ein weltlicher Staat würde, anerkennen würde. Polen erklärte sich dazu bereit. Die Verhandlungen gingen verhältnismäßig rasch vonstatten. Schon am 10. April 1525 erfolgte in Krakau die feierliche Belehnung. Der König Sigismund von Polen erkannte Albrecht als erblichen Herzog von Preußen an. Als Albrecht in Königsberg einzog, wurde er von der Bevölkerung unter großem Jubel empfangen. Luther sandte ihm seine herzlichen Glückwünsche und erbat von Gott die Hilfe, daß der Herzog das begonnene Werk zum Heile des ganzen Landes zu Ende bringen möge. Die Bischöfe des Landes zerschnitten nun auch offiziell das Band mit Rom und traten in den Ehestand. Ihnen folgte Albrecht selbst und reichte der Tochter Friedrichs des 1. von Dänemark, Dorothea, die Hand. Der neue Herzog widmete sich mit ganzer Hingabe den Aufgaben, die jetzt vor ihm lagen. Schulen entstanden, 1544 wurde die Universität in Königsberg, die Albertina, gegründet. Freilich blieben Kämpfe nicht aus. Aber Albrecht ging auf dem einmal eingeschlagenen Wege fest und unbeirrt weiter. Er starb am 20. März 1568 zu Tapiau an der Pest.

So wurde Luther der Anlaß zur Entstehung des preußischen Herzogtums und damit des preußischen Staates. Sein Rat hätte es zustande gebracht, daß Preußen dem Deutschtum erhalten blieb. Er ist es gewesen, der den Grund dazu hatte legen helfen, daß Preußen die größte protestantische Macht Europas wurde, die als solche verschwinden zu lassen Rom sich alle erdenkliche Mühe gibt, wozu der Friedensvertrag mit der Abtrennung Westpreußens an das katholische Polen den Weg bereiten helfen soll. Die Verbindung zwischen Albrecht und dem Hause Luthers hat nie aufgehört. Nach dem Tode des Reformators nahm er sich seines Sohnes Hans, der in Königsberg sein Grab gefunden hat, treulich an, und Luthers Tochter Margarete heiratete den in der Nähe von Königsberg wohnenden preußischen Edelmann von Kunheim.

So war der erste Hohenzoller für das Evangelium gewonnen. Eine Reihe von Jahren später folgte ein zweiter. Zwar Joachim der 1. von Brandenburg verhielt sich der Reformation gegenüber so unbeugsam ablehnend, daß er sogar auf dem Reichstag in Worms dem Kaiser riet, er möge Luther das freie Geleit brechen und ihn als Ketzer verurteilen. Aber aufzuhalten war die evangelische Bewegung auch in Brandenburg nicht mehr. Das Volk wandte sich dem Evangelium zu und schließlich trat der Nachfolger Joachims des 1., Joachim der 2., 1539 öffentlich zum evangelischen Glauben über. — Das Evangelium hätte ganz Deutschland gewinnen können, wenn der dritte Hohenzoller, auch ein Albrecht, der Vetter des Herzogs von Preußen, sich ihm erschlossen hätte. Dieser Albrecht, Kardinal, Erzbischof von Magdeburg, Bischof von Halberstadt, seit 1524 auch Erzbischof von Mainz, gebot als geistlicher Herr über ein Gebiet, das sich von der französischen Grenze bis nach Böhmen hin erstreckte. Am 2. Juni 1525 hatte Luther auch ihm in einem Sendschreiben den Rat erteilt, er möge seinem Vetter nachfolgen und ebenfalls in die Ehe treten und sein Gebiet in ein weltliches Fürstentum verwandeln. Und Luther stand mit diesem Rat nicht allein. Der Rechtsbeistand Albrechts, Rühel, unterstützte Luthers Vorschlag. Die Haltung Albrechts selbst war schwankend. Dazu kam, daß die Stände im Magdeburger Gebiet ihm ebenfalls dazu geraten hatten, und es war sogar schon die Kunde ausgestreut worden, daß Albrecht zu heiraten beabsichtige. Luther hatte ihm brieflich die Ehe empfohlen und ihm mitgeteilt, daß er ihm, wenn es zu seiner Stärkung dienen sollte, mit der Heirat selbst vorangehen werde. Tatsächlich führte Luther am 13. Juni 1525 Katharina von Bora heim. Aber der Vorschlag Luthers fand nun, nachdem

die Aufstände niedergeschlagen waren und die Macht des Erzbischofs gefestigt schien, keinen Widerhall.

Es ist gewiß ein müßiges Unterfangen zu fragen, wie die Geschichte Deutschlands ausgesehen hätte, wenn Albrecht Luthers Anraten gefolgt wäre. Aber das ist sicher, wenn er den Ruf der Zeit verstanden hätte, dann wäre ein großes Ländergebiet, das vom Pregel bis an den Rhein reichte, unter dem evangelischen Herrscherhause der Hohenzollern in Einigkeit des Glaubens zusammengefaßt worden. Dann hätte der Macht der Habsburger eine geschlossene Front gegenübergestanden. Der Gegenreformation wäre es nicht so leicht gewesen, Eingang in deutsche Gebiete zu finden, und vielleicht ist es nicht zu kühn zu behaupten, daß uns die Schrecken des 30jährigen Krieges erspart geblieben wären. Deutschland wäre als eine im Glauben einige Macht auch sicher politisch stark genug gewesen, sich nicht zum Tummelplatz sich bekämpfender Feinde machen zu lassen.

Die Reformation ging unterdessen weiter. Aber es sollte sich zeigen, daß nur klare Entscheidungen zu bleibendem Erfolge führen konnten. Im Jahre 1541 fand ein Religionsgespräch in Worms statt, an dem auch der Erzbischof und Kurfürst von Köln, Hermann von Wied, teilnahm. Hermann, der langsam und allmählich zur Erkenntnis der evangelischen Lehre gekommen war, äußerte schon hier den Plan einer evangelischen Reform. Die Zustimmung seiner Stände hatte er auf dem Landtage zu Bonn 1542 gefunden. Er zog zu den Besprechungen Butzer und Melanchthon heran. Es kam eine Kirchenordnung zustande, die keine Sätze mehr enthielt, die dem Evangelium widersprochen hätten. Luther wurde durch Melanchthon auf dem Laufenden gehalten und freute sich über die ihm gemeldeten Fortschritte der evangelischen Sache. Er schrieb: „Gelobet sei Gott, der sein Evangelium also verherrlicht, daß, während unsere nächsten Nachbarn, die Leute von Bethsaida, Chorazin und Nazareth, den Propheten in seinem Vaterlande nicht aufnehmen, die Samariter und das kananäische Weib ihn annehmen." Bald war der Entwurf zur Reform fertig. Im Juli 1543 wurde er den Ständen vorgelegt, die sich ihm uneingeschränkt anschlossen. Freilich Widerstand von anderer Seite gab es noch genug. Aber die Umgestaltung ging doch zunächst ihren Gang weiter. Hier in Köln aber wurde das Stift nicht säkularisiert, d. h. in ein weltliches Fürstentum verwandelt, sondern es blieb geistliches Fürstentum, wenn auch auf evangelischer Grundlage. Aber es zeigte sich bald, daß dieses Vorgehen nicht von dauerndem Erfolge gekrönt war. Die Reformation in Köln hatte nicht Bestand. Wäre dort so vorgegangen worden wie in Preußen, andere Stifte wären zweifellos gefolgt, wie es der Bischof von Münster schon zu tun beabsichtigte.

So wird in den entscheidenden Jahren Luther nicht nur der, der Menschenseelen im Evangelium Gottes Frieden und Heilsgewißheit gab, sondern das, was er aus dem Evangelium herausgehört hatte, wurde Macht auch im öffentlichen Leben und in der politischen Gestaltung.

In den Kämpfen, die Deutschland heute auszufechten hat, in dem immer lauter werdenden Herrschaftsanspruch Roms über evangelisches Gebiet gilt es auch für uns, sich ernstlich darauf zu besinnen, was das Evangelium und Luther auch für die kulturelle Gestaltung und innerpolitische Festigung unseres Volkes uns heute noch zu sagen haben und zu erkennen, daß die deutsche Geschichte untrennbar mit dem Namen Luthers verbunden ist.

Berlin. Erich Ohagen.

Der oberösterreichische Bauernkrieg.

1.

1626 in Oberösterreich, dieses für jeden Evangelischen heute noch so erhebende und zugleich so niederdrückende Zwischenspiel des Dreißigjährigen Krieges, hat eine wirtschaftliche, politische und kirchliche Vorgeschichte, ohne deren Kenntnis dies Jahr des Blutes und der Tränen in seiner besonderen Tragik nicht verständlich ist.

Im 14. Jahrhundert schon hatte infolge der schlechten wirtschaftlichen Lage die Verschuldung und Verarmung der „kleinen" und „mittleren" oberösterreichischen Bauern begonnen. Freiheit und Selbständigkeit konnten sie nicht mehr behaupten, so begaben sie sich freiwillig oder gezwungen in die Abhängigkeit der geistlichen und weltlichen Großgrundbesitzer, die ihre Untertanen immer mehr in die Hand bekamen und ihre Anforderungen an sie steigerten. Die Grundherrschaft konnte, wann sie wollte, den Bauern „abstiften", d. h. ihm das verliehene Gut entziehen; Leibeigene, deren es noch zur Zeit des Bauernkrieges gab, hatten gar keine Freizügigkeit, aber auch die „Halbfreien" durften ohne Zustimmung des Grundherrn nicht fortziehen und nicht heiraten. Neben Natural- und Geldleistungen wurde noch die Arbeitsleistung, die Robot, gefordert. Ablösung der Robot und der Naturalien in Geld hing ganz von der Willkür der Herrschaft ab. Daneben gab es noch mancherlei Lasten in Veränderungs-, Todes- und Heiratsfällen, Schreib- und Gerichtsgebühren usw. Zu alledem kam später noch die Steuer für den Landesfürsten.

Der Ausbruch des Aufstands in Böhmen (Prager Fenstersturz 1618) kam den oberösterreichischen evangelischen Ständen eben recht. Schon bei der Abdankung Rudolfs des 2. hatten sie die Macht in Oberösterreich, soweit sie konnten, an sich gerissen und ein Bündnis geschlossen, vor Bestätigung ihrer Privilegien und Wiederherstellung freier Religionsübung dem Erzherzog Matthias die Huldigung zu verweigern. Nun traten sie offen als Freunde der aufständischen Böhmen hervor, um so mehr als die ihnen gemachten Zugeständnisse von seiten Habsburgs verletzt und nicht wiederhergestellt worden waren. Der neugewählte Kaiser Ferdinand der 2. hatte wenig Grund, Oberösterreichs Stände und Land zu schonen, als er mit dem Herzog Maximilian von Bayern übereinkam, daß dieser gegen Böhmen und andere Rebellen Kriegshilfe leisten würde, wenn ihm die Kosten ersetzt und die von ihm zurückeroberten Erblande verpfändet würden. Mit 30 000 Mann rückte Maximilian aus; Juli 1620 überschritt er die oberösterreichische Grenze. Evangelische Adelige und evangelische Bauern Oberösterreichs empfanden gemeinsam die Gefahr und die letzteren suchten, da sie die Soldatenplage zur Genüge kannten, den Bayern den Einmarsch mit Waffengewalt zu verwehren; freilich umsonst, da sie von den Ständen nicht genügend unterstützt wurden. Maximilian zog in Linz ein, ließ sich huldigen und setzte als seinen Statthalter den Freiherrn (späteren Grafen) Adam von Herberstorf ein, einen von Jesuiten konvertierten Steirer. Der Kaiser verpfändete dem Herzog Oberösterreich, behielt sich aber die Landeshoheit vor, so daß Herberstorf auch an die Weisungen des Kaisers gebunden war. Maximilian zog weiter nach Böhmen, wo es zur Schlacht am Weißen Berge kam, ließ aber in Oberösterreich eine Besatzung zurück, die, undiszipliniert wie sie war, samt ihrem Troß von Dirnen, Weibern und Kindern von der Landschaft bezahlt, von den Bürgern bequartiert und von den Bauern verpflegt werden mußte, was letzteren um so schwerer fiel, als sie von den auslaufenden Soldaten unaufhörlich beraubt wurden. 1622 und 23 gab's außerdem eine so schlechte Ernte, daß überall größte Not herrschte.

Fast ein Jahrhundert zuvor hatten die Mißstände in der katholischen Kirche, neben tieferen Gründen, Oberösterreich in die Arme des Luthertums getrieben. Da nämlich seit langem der Bischof von Passau und die Klöster Grundherrschaften oft über weite Gebiete waren, hatten sie zahlreiche Untertanen, die als solche die Kirche drückend empfanden. Ebenso waren den Pfarrhöfen Bauern pflichtig und die Pfarrer bekamen den Zehent, auch von fremden Feldern. Die Pfarren wurden absichtlich möglichst groß gehalten, daß mit ihren Einkünften die höhere Geistlichkeit reichlicher ausgestattet werden konnte, meist auswärtige Dechanten und Domherrn, die schlechtbezahlte Vikare anstellten, die sich mit Ueberforderungen bei den Stolgebühren und mit dem Betrieb von Handelsgeschäften und Weinschänken zu helfen wußten. Natürlich wurde dabei Gottesdienst und Seelsorge grob vernachlässigt, so daß im 16. Jahrhundert der Bischof von Passau selbst zugeben mußte, wie entartet seine Geistlichkeit sei, ohne daß die Kirche ernstlich dagegen eingeschritten wäre. Kein Wunder, daß fast ganz Oberösterreich mit fliegenden Fahnen zum Luthertum übergegangen war, Herren und Ritter, Bürger und Bauern. Besonders die Bauern erhofften neben rein religiöser Erbauung durchs „Evangelium deutsch" auch Er-

leichterung oder Beseitigung ihrer unerträglichen Lasten. Die Hinrichtung des von Luther verherrlichten Märtyrers Leonhard Kaiser 1527 schreckte nicht ab. Maximilian der 2. hatte 1568 den oberösterreichischen Adeligen für sich und ihre Untertanen auf ihrem Gebiete freie Ausübung der AC. zu gestatten, wenn auch nicht in den landesfürstlichen Städten. Trotzdem setzten sich gerade für die von dieser Freiheit Ausgeschlossenen die evangelischen Stände ein. Bald aber (1598) wurden im Vertrauen auf die Truppenmacht katholische Pfarrer eingesetzt und evangelische ausgetrieben. Trotzdem wollte die Gegenreformation, wie sie besonders scharf von den Klöstern betrieben wurde, nicht recht vorwärts, bis die gegenreformatorischen Bestrebungen Ferdinands, damals noch Erzherzog in Innerösterreich (Steiermark, Kärnten, Krain), einen durchschlagenden Erfolg erzielten; das stärkte auch dem Kaiser Rudolf den Mut, in die Rechte der evangelischen Stände einzugreifen, unter denen damals nur noch zwei Katholiken waren, und gegen den Protestantismus vorzugehen.

2.

Stets haben die drangsalierten Bauern zur Abhilfe zuerst den Rechtsweg beschritten, doch dabei wurden sie höchstens bestraft und eingekerkert. 1595 griffen sie zur Gewalt und erreichten wenigstens eine Herabsetzung der Robot und einige andere Zugeständnisse; sie mußten aber doch dafür büßen, und zwar war es der evangelische Gotthart v. Starhemberg, Führer der ständischen Truppen, der viele von ihnen hinrichten ließ und hohe Geldstrafen verhängte. Die religiöse Einheit vermochte den sozialen Gegensatz nicht zu überbrücken, das rächte sich an beiden, Adeligen und Bauern. Die Stände, die den Kaiser anfangs gering schätzten und die Uebernahme der Verzinsung der kaiserlichen Geldschuld bei Maximilian von Bayern an die Bedingung der Religionsfreiheit knüpften, wurden vom Kaiser tief gedemütigt und empfindlich gestraft; das ermutigte Ferdinand den 2. zu einem weiteren Schritt, er begann trotz Abratens von seiten Bayern, das fast ganz evangelische Oberösterreich wieder katholisch zu machen. Mit Mandat vom 4. Oktober 1624 wurde die Abdankung aller nicht ständischen Prediger und Lehrer binnen acht Tagen verfügt und sie des Landes verwiesen. Donauaufwärts fuhren sie mit Schiffen fort. An ihrer Stelle wurden, soweit überhaupt vorhanden, meist minderwertige katholische Priester eingesetzt, darunter viele Italiener aus Tirol, die kaum deutsch konnten. Auch der Vertreter des bischöflichen Ordinariats in Linz war Italiener, Dechant Blasius de Livo, übrigens als Schwelger bekannt. Der bayerische Statthalter Herberstorf selbst mußte zur Abstellung der Mißbräuche der ins Land gesetzten Geistlichen und Mönche mahnen, da er sah, daß diese die Gegenreformation viel mehr hinderten als förderten. Zulauf hatten nur die Ersatzmänner der Prädikanten, die Schreiber und Pfleger der Stände, die auf den Schlössern evangelische Postillen vorlasen. Als der italienische Linzer Dechant Jänner 1625 der Pfarre Natternbach einen welschen Priester aufdrängen wollte, setzten sich die dortigen Bauern aufs entschiedenste zur Wehr und drohten mit dem allgemeinen Aufgebot. Selbst Herberstorf, der die Rädelsführer verhaften ließ, sah ein, daß es ein Unfug sei, den deutschen evangelischen Bauern italienische Priester aufzuzwingen und ließ die Verhafteten wieder los, bekam aber vom Kaiser und vom Kurfürsten die Weisung, künftighin strenger vorzugehen und exemplarisch, durch Aufhängen an der Straße, zu bestrafen.

Herberstorf ließ sich das nicht zweimal sagen, und so kam es ungefähr ein Vierteljahr nach dem Auftritt von Natternbach zu dem berühmten Frankenburger Würfelspiel.

Ein zum Katholizismus abgefallener Oberpfleger wollte am 11. Mai 1625 in Frankenburg auf Befehl der Reformationskommission einen katholischen Geistlichen einsetzen; dieser wurde jedoch geprügelt und davongejagt, der Oberpfleger mußte sich ins Schloß flüchten, wo er von 1500 Bürgern und Bauern belagert wurde, die durch aufgebotenen Zuzug am nächsten Tag auf 5000 anwuchsen, aber auf ein trügerisches Versprechen des Belagerten und des herbeigeeilten Statthalters hin am 13. Mai auseinander liefen. Tags darauf rückte Herberstorf mit Truppenmacht und dem Henker in Frankenburg ein und befahl für den 15. Mai der gesamten männlichen Bevölkerung von Frankenburg und fünf umliegenden Pfarren, bei der großen Linde am Haushamerfeld zwischen Vöcklamarkt und Pfaffing zu erscheinen. Wer dadurch Gnade suche, werde sie finden; Leben und Besitz, Weib und Kind der Ausbleibenden aber sollten den Soldaten verfallen. Darauf fanden sich um 3 Uhr sechstausend Männer bei der Linde ein. Herberstorf ließ sie von Fußvolk und Geschützen umstellen und verlangte die Ausschüsse der Gemeinden. Während diese von Soldaten umringt wurden, ritt Herberstorf in den Kreis der Gemeinden, warf ihnen ihre Frevel vor, versprach aber sie zu begnadigen, wenn sie katholisch werden würden. Doch da die Haupträdelsführer entkommen seien, müßten die nach ihnen am meisten Schuldigen büßen, und zwar seien das die Ausschüsse, die nichts gegen den Aufstand und dessen Verursacher unternommen; diese sollten auf der Stelle bestraft werden. Nachdem die Waffenlosen bittend und versprechend auf die Knie gefallen waren, begab sich der Statthalter zu den Ausschüssen, donnerte sie an und sagte ihnen, daß er sie, da er schon Gnade versprochen, statt sie lebend zu rädern oder zu spießen, hängen lassen wolle, und zwar obendrein nur die Hälfte von ihnen. Sie sollten miteinander würfeln, wer weniger Augen werfe, müsse sterben. Auf einem schwarzen Mantel unter der Linde würfelten 36; zwei wurden losgebeten, die übrigen 16 aber sofort gehängt: vier an der Haushamerlinde in Gegenwart aller, am Kirchturm zu Frankenburg sechs, später ein siebenter, nachträglich gefangener, am Kirchturm zu Vöcklamarkt drei, an dem zu Neukirchen ebenfalls drei, sämtliche unter dem Dach des Turmes heraus. Die, die Sturm geläutet, wurden an den Glockenstricken zum Fenster hinausgehängt. Am 17. Mai wurden die Leichen vom Henker abgenommen und zum abschreckenden Beispiel an der Reichsstraße auf Spieße gesteckt. Das vergaßen die Bauern dem Statthalter niemals. In das betroffene Gebiet legte Herberstorf Musketiere — es war ruhig, aber nur scheinbar.

Am 10. Oktober 1625 wurde das Patent der neueingesetzten Gegenreformationskommission, mit dem Statthalter an der Spitze, kundgemacht, mit scharfen Bestimmungen gegen den Protestantismus, darunter die, daß bis Ostern 1626 Frist sei zum Uebertritt zum Katholizismus; wer bis dahin nicht übergetreten sei, müsse unter Hinterlassung von 20 Prozent seines Vermögens auswandern. Nach Ostern 1626 wurden bei denen, die weder auswandern noch übertreten wollten, Soldaten einquartiert, ein Mittel, das besonders bei der Bürgerschaft wirkte, natürlich nur äußerlich. Vom Adel traten nur zwei über; gegen die trotzigen Bauern ging man besonders mit Einkerkerungen und Geldstrafen vor. Drei Tage nach Ostern lieferten Bürger und Bauern auf Befehl des Statthalters ihre Waffen ab, die sich in Rathäusern und Schlössern häuften, was den Statthalter sehr beruhigte. Er wußte nicht, daß der Beginn des allgemeinen Aufstandes bereits für Pfingsten festgesetzt war.

3.

Er begann aber zwei Wochen früher. Im Markt Lembach lagen 25 bayerische Soldaten, die mit den sonntäglich dort versammelten Bauern einen Raufhandel anfingen (7. Mai 1626). Sechs Soldaten wurden getötet, die andern verjagt, der Pfarrhof erstürmt, drei katholische Priester erschlagen und einer mißhandelt. Die ganze Nacht strömten die Bauern zusammen und zogen vor die benachbarten Schlösser, aus denen sie sich die Waffen holten. Die Nachricht vom Aufstand jenseits der Donau wurde sofort nach dem stromabwärts diesseits der Donau gelegenen St. Agatha gebracht. Dort liefen nämlich die Fäden der Verschwörung zusammen. In der Nähe dieses Dorfes, zu Parz, lag der Hof des Führers des Aufstandes, der zur bekanntesten Gestalt des Bauernkriegs geworden ist, des Bauern Stefan Fattinger (in oberösterreichischer Mundart „Fadinger"). Ihm zur Seite stand sein Schwager Christoph Zeller, Wirt in St. Agatha selbst. Von hier aus wurden nun durch die zusammengeströmten Bauern im Handumdrehen die Märkte Aschach, Waizenkirchen und Grieskirchen und die Stadt Eferding besetzt und der Waffenvorräte entledigt. Der befestigte Markt Peuerbach, wohin

sich die Bayern zurückzogen, wurde erstürmt. Dort sammelten sich die Bauern unter dem Kommando Christoph Zellers und zogen dem Statthalter entgegen. Dieser rückte am 20. Mai von Linz mit 1100 Mann, drei Geschützen und dem Henker aus und ging über Eferding und Waizenkirchen gegen Peuerbach vor. Er stieß frontal auf eine kleine Schar Bauern, die er angriff; die bis dahin geschickt verborgene Hauptmacht der Bauern fiel ihm aber in die Flanke und schlug die Bayern vernichtend, der verfolgte Herberstorf konnte sich erst auf dem dritten Pferd nach Linz retten. Der Wagen des Henkers mit Stricken und Haken zum Aufhängen, fiel wie die drei Geschütze in die Hand der Bauern. In Peuerbach wählten die Bauern ihre Unterführer und den inzwischen von seiner Werbereise ins Mühlviertel zurückgekehrten Stefan Fadinger zum Oberhauptmann im Hausruck- und Traunviertel, Christoph Zeller, den Sieger von Peuerbach, zum Oberhauptmann im Mühl- und Machlandviertel. Dann teilten sich die siegreichen Bauern, um im ganzen Land ihre Standesgenossen und die Bürger aufzutreiben. An verschiedenen Orten wurden selbstverständlich Lager gebildet, wo man sich sammelte. Ende Mai waren die Gebiete nördlich und südlich der Donau mit wenigen Ausnahmen in der Gewalt der Bauern. Eine straffe, einheitliche, militärische Leitung gab es leider nicht; die Kriegserfahrung der Bauern war gering, ihre Bewaffnung unzulänglich. Trotzdem waren die Massen zu fürchten, denn weder der Kaiser noch der Kurfürst konnten rasch genug die erforderlichen Truppen aufbringen, da sie in Norddeutschland beschäftigt waren.

So nahm Herberstorf Zuflucht zu Verhandlungen. In seinem Auftrag luden Verordnete der Stände zu Verhandlungen ein. Die leichtgläubigen Bauern wählten dafür, obwohl sie schon oft getäuscht worden waren, einen Ausschuß; ja, sie fielen dem ständischen Unterhändler um den Hals, priesen ihn unter Freudentränen als ihren Retter und Fadinger schenkte ihm sogar seinen Schimmel. Der Ausschuß überreichte die Beschwerden und Forderungen der Bauernschaft, unter denen auch die war, daß man ihnen sofort einen evangelischen Prediger sende. So mußte Herberstorf, so ungern er es tat, aus Niederösterreich den Prediger Andreas Geyer herbeirufen, den die Bauern begeistert in Steyr empfingen. Die inzwischen eingetroffenen Kommissäre des Kaisers hatten aber keine Befugnis als die, zu hören und zu berichten; die des Kurfürsten kamen nur bis Passau, wohin ihnen bayrische Truppen folgten. Die Nachricht davon erregte die Bauern derart, daß Fadinger weiter vorrückte und Linz und Enns bedrohte. So mußten die Unterhandlungen fortgesetzt werden; eine Abordnung der kaiserlichen Kommission nach Wien beauftragten die Bauern, der Kaiserin anzubieten, wenn sie bewirke, daß die Religion freigegeben werde, wollten sie unter sich die Summe aufbringen, um das verpfändete Oberösterreich von Bayern zurückzukaufen. Sie rechneten dabei nicht mit dem ihnen kaum bekannten Entschluß des Kaisers, die Gegenreformation unter allen Umständen durchzuführen, ja sie glaubten, daß sie unter kaiserlicher Herrschaft viel eher zu ihrem Recht gelangen würden, als unter der des Kurfürsten, den sie für den eigentlichen Gegenreformator hielten. Darum schrieben sie auch auf ihre Fahnen:

Von Bayerns Joch und Tyrannei
und seiner großen Schinderei
mach uns, o lieber Herrgott, frei!
Weil's gilt die Seel und auch das Guet,
so soll's auch gelten Leib und Bluet,
o Herr, verleih uns Heldenmuet —
es mueß seyn!

Als aber die Abgeordneten von Wien mit Aussichten auf schlechten Bescheid zurückkehrten, ließen sich die Bauern nicht mehr länger hinhalten und gingen gegen die drei noch unbezwungenen Städte Freistadt, Enns und Linz vor. Letztere, die Landeshauptstadt, in der sich Herberstorf aufhielt, wurde von Fadinger belagert, der zuerst vor allem die Auslieferung des Statthalters begehrte. Dabei ritt er am 28. Juni zu dicht an den Stadtgraben heran; Herberstorf ließ durch zwei Musketiere aus dem Landhaus auf ihn schießen — der eine traf das Pferd, der andere den Schenkel des Oberhauptmanns, der von seinem Gefolge weggeschafft wurde. Das Feuer der Belagerer und der Belagerten verstärkte sich, wurde aber abgebrochen, als die bäuerlichen Ausschüsse mit einer Interimsresolution des Kaisers einlangten. Zu Beginn der nun folgenden Verhandlungen starb Fadinger, da sein verwundetes Bein brandig geworden war; er erhielt aber zuvor noch die Freudenkunde von dem Fall Freistadts.

Sein Nachfolger wurde ein Adeliger, Achaz Wiellinger von der Au zu Katering, der sich schon 1620 einmal auf die Seite der Bauern gestellt hatte. Er erkannte zwar, daß durch die Verhandlungen nur Zeit für den Gegner gewonnen werden sollte und begann aufs Neue die Beschießung von Linz; die Bauern aber, die oberhalb Linz bei Neuhaus die Donau mit Ketten und Seilen gesperrt hielten, gaben zu wenig acht, so daß ein starker bayerischer Transport die Sperre durchbrechen und nach Linz gelangen konnte. Bei seiner Ankunft fiel der Schwager Fadingers, der Oberhauptmann Christoph Zeller. Der nun mit verstärkter Kraft angesetzte Generalsturm der Bauern mißglückte trotz aller Tapferkeit, so daß sie sich zu neuen Verhandlungen bereit erklärten.

Da rückten von Niederösterreich kaiserliche Truppen unter Löbl und Auersperg gegen Enns vor und entsetzten die Stadt, richteten jedoch gegen Linz nichts aus. Um Herberstorf zu befreien, beschlossen die kaiserlichen Kommissäre, bayerische und kaiserliche Truppen zusammen angreifen zu lassen, doch griffen vorerst nur die kaiserlichen und eine aus Böhmen heranmarschierte Abteilung an, die Freistadt zurückeroberte und weitere Fortschritte machte. Wiellinger stieß mit Löbl bei Neuhofen zusammen, mußte weichen und wurde selbst verwundet. Die Kaiserlichen hausten in der schutzlosen Gegend unmenschlich; ein großer Teil der darob wutentbrannten Bauern sammelte sich in Wels, das der kaiserliche Oberst Löbl einschloß. Nur auf vieles Zureden eines Mitgliedes der Stände ließen sich die Bauern bewegen, die Stadt gegen freien Abzug und andere Vergünstigungen zu übergeben, worauf Löbl sie besetzte.

Auf die Nachricht davon lösten sich die Bauern am 29. August unter Verlusten von Linz, das sie neun Wochen umsonst belagert hatten.

Bei Eferding bildeten sie ein neues Lager, das Wels bedrohte. Im Mühlviertel jenseits der Donau wurde jedoch eine andere Gruppe von den Soldaten, die aus Böhmen gekommen waren, geschlagen; diese zerstreuten auch die Bewachung, der nach dem ersten Durchbruch aufs Neue errichteten Donausperre. Nach diesen Mißerfolgen wurden die Bauern im Hauptlager in der Weiberau verzagt; einer ihrer Unterführer entfloh und fiel den Bayern in die Hände; ein anderer ging zu den Kaiserlichen über. Wiellinger, Madlseder, der ehemalige Stadtrichter von Steyr und Dr. Holzmüller, Advokat, ebenfalls von dort, ersuchten um Begnadigung, und am 7. September wurde ein Waffenstillstand vom 10. bis 18. September vereinbart.

Durch die Botschaft von der Schlacht bei Lutter am Barenberge schwand die Furcht der Kaiserlichen, die Bauern könnten von auswärts unterstützt werden. Ihre daraufhin erhöhten Forderungen mußten von den Bauern angenommen werden, ihre Vertreter leisteten Abbitte und unterzeichneten einen Schein, wodurch sie aufs neue Treue und Gehorsam gelobten. Fünf führende Persönlichkeiten der Bauern wurden verhaftet, auch Wiellinger. Der Kaiser begnadigte mit Ausnahme der Rädelsführer und gab Versprechungen, durchaus zweideutig in Sachen der Religion. Dem Kurfürsten machte er brieflich Vorwürfe, während dieser wieder die Schuld am Aufstand dem Kaiser zuschrieb, der die Gegenreformation verfrüht begonnen hatte. Die Erhebung schien beendigt.

4.

Da befahl der Kurfürst, der fürchtete, daß er das verpfändete Land verlieren könnte, seinen Grenztruppen den Einmarsch in Oberösterreich, und zwar vor Ablauf des Waffenstillstandes, der ein solches Vorgehen ausdrücklich ausschloß.

Der Herzog von Holstein fuhr mit seinen Geworbenen auf 84 Schiffen donauabwärts, um sich mit den aus Ried kommenden Bayern zu vereinigen. Nur 100 Bauern waren noch beisammen; die anderen waren größtenteils heimgekehrt. Die 100 konnten die Landung der Holsteiner nicht verhindern, die nun mordend und brennend, schindend

und notzüchtigend vorrückten. Die in Eile wieder aufgebotenen Bauern überfielen sie jedoch beim Morgengrauen in Neukirchen, machten trotz eigener Verluste eine Menge von ihnen im Markt und auf der Verfolgung nieder und gewannen große Beute. Der Herzog selbst floh im Hemd ans Donauufer und rettete sich mit Wenigen zu Schiff, während die andern Schiffe nebst vielen Waffen den Bauern blieben. Die andere Kolonne der Bayern wurde trotz weit überlegener Bewaffnung bei Korneröd derart geschlagen, daß alles, was am Leben blieb, der kaum eine Stunde entfernten bayerischen Grenze zulief. Leider nützten die Bauern diese beiden glänzenden Erfolge nicht aus.

Die sie errungen hatten, die Hausruckviertler, suchten die neue Erhebung nun auch in die anderen Viertel zu tragen, doch gelang ihnen das nur im Mühlviertel, wo aber nach anfangs raschen Fortschritten der Bauern die Kaiserlichen wieder die Oberhand gewannen und die Mühlviertler zum Gehorsam zurückzwangen. Unterdessen hatten neue Bauernführer: Küetopler, Berndl, Preninger, Treiber und ein Unbekannter, der der „Student“ genannt wurde, bei Kremsmünster und Gmunden, besonders aber vor Wels den Feinden großen Schaden zugefügt. Auf einen Einspruch der kaiserlichen Kommissäre erwiderten die Hausruckviertler, sie hätten nirgends mehr Schutz zu hoffen, sie müßten sich einzig und allein auf Gott verlassen und könnten die Waffen nicht eher weglegen, bis ihnen volle Gewissensfreiheit und Sicherheit gegen einen Angriff verbürgt sei. Sie legten wieder Lager an, blieben aber in der Verteidigung.

Nun forderte der Kaiser selbst den Kurfürsten auf, mit ihm vereint die Empörer niederzuwerfen. Der Kurfürst gewann zu seinem Feldherrn den Stiefsohn Herberstorfs, Gottfried Heinrich von Pappenheim, und ließ eiligst das bereitgestellte Kriegsvolk auf Oberösterreich los. Pappenheim verschleierte durch falsche Gerüchte die Richtung seines Vormarsches, und während die Bauern teils in langer Reihe die Donau bewachten, teils nach Gmunden zogen, gelangte Pappenheim, der sich in Passau mit Leuten des Herzogs von Holstein vereinigt hatte, in großem Bogen durchs Mühlviertel unbehelligt nach Linz, unterwegs bereits Verstärkungen an sich ziehend. Von Linz aus, wo er sein Heer auf ungefähr 8000 Mann brachte, ging er nun am 8. November gegen das Hausruckviertel vor, und zwar marschierte er zunächst gegen Eferding.

Am nächsten Morgen stieß seine Vorhut eine halbe Stunde vor der Stadt im Emlinger Holz auf über 8000 Bauern zu Fuß und zu Pferd, geführt von Küetopler und Berndl. Nachmittags griffen die vereinigten Bayern, Kaiserlichen und Holzsteiner an, die Bauern aber, die während der Aufstellung der feindlichen Schlachtordnung im Wald Psalmen gesungen hatten, während ihre Reiter ausschwärmten, warteten den Angriff nicht ab, sondern brachen zur Hälfte aus dem Gehölz, wurden zurückgedrängt, drangen aber sofort wieder vor — die meisten nur mit Notwaffen aller Art versehen, aber streitend „nicht wie Menschen, sondern wie höllische Furien“ und widerstehend „als ob sie lauter Felsen wären“. Bald stürmte auch die andere Hälfte aus dem Wald und machte ein helfendes Eingreifen Löbls zunichte. Zwar wurden sie viermal zurückgeworfen, aber ebensooft drangen sie wieder vor, bis sie in den Wald hineingedrückt wurden, wo ein fürchterliches Handgemenge entstand. Vor der überlegenen Taktik, den Feuerwaffen und den nicht zu trennenden Picken- und Hellebardenreihen Pappenheims mußten sie endlich weichen, doch dieser selbst berichtete an seinen Herrn, hoher Bewunderung voll, daß sie es nur Fuß für Fuß getan, sich bis zum letzten Atemzug wehrend, ohne Ach- und Wehsagen fallend. An 3000 tote Bauern deckten das Schlachtfeld. Eferding wurde am nächsten Tag von den Holsteinern besetzt; aber kaum waren die Bayern und Kaiserlichen abgezogen, wurden sie von den Bauern wieder angegriffen und an der Einnahme Aschachs verhindert.

Nicht minder blutig und furchtbar war die zweite große Schlacht bei Gmunden, wohin die Verbündeten über Wels gezogen waren. Dort trafen sie die Bauern an einem Sonntag, den 15. November, wie sie in zwei Wäldchen unfern der Stadt Gottesdienst hielten. Sie sangen: „Es wolle Gott uns gnädig sein“, „Ein' feste Burg ist unser Gott“ und „Erhalte uns, Herr, bei Deinem Wort“. Der „Student“ schloß seine Predigt mit den Worten: „Der Herr ist für uns gestorben, so wollen wir denn auch für ihn sterben.“ Dann stürmten sie so gewaltig gegen die Kaiserlichen an, daß diese flohen und von einem Teil der Bauern bis Gmunden verfolgt wurden, während der andere Teil von Pappenheim angegriffen wurde. Siebenmal warf er die Bauern zurück, ebenso oft drangen sie wieder vor, bis sie nach vier Stunden endlich überwältigt und ebenso wie bei Emling niedergemetzelt wurden. Die von der Verfolgung zurückkehrenden Bauern fielen dem Hinterhalt Pappenheims zum Opfer. Ueber einen Teil der 2000 Gefallenen wurde Erde und Schotter geworfen; so entstand der „Bauernhügel“ bei Pinsdorf. Am 18. November wiesen bei Vöcklabruck 5000 Bauern unter der Führung des „Studenten“ den ersten Angriff der Kaiserlichen auf den Buchschachenwald zurück, mußten aber weichen, als sie in der Flanke gefaßt wurden, doch entkamen die meisten. Unter den Ereilten war der „Student“, den ein Krobathenwachtmeister mit der Lanze niederstach, worauf er ihm den Kopf abschnitt. Am 20. November erstürmte Pappenheim Markt und Schloß Wolfsegg, wo sich 2000 Bauern gesammelt hatten. Hunderte von ihnen fielen, auch der Oberhauptmann Berndl; fast die Hälfte der Wolfsegger Bürger wurden hingemordet.

Nach diesen vier großen Schlachten zog Pappenheim nach Grieskirchen, die Kaiserlichen nach Wels. Nun galt es noch die letzten Hausruckviertler zu unterwerfen.

Eine starke Abteilung der Bauern hatte sich in dem alten Lager bei Peuerbach eingerichtet, löste sich aber bei der Kunde vom Heranrücken des Feindes auf und war nicht zu bewegen, zu den 2000 in Neukirchen am Walde Versammelten zu stoßen, so daß auch diese, obwohl ursprünglich zum Widerstand entschlossen, auseinandergehen und sich wie die Peuerbacher unterwerfen mußten. Auch die Schaumburg und die Donau wurden geräumt, so daß die Verbündeten immer weiter vordringen und an vielen größeren Orten Winterquartiere beziehen konnten. Unter Fortsetzung der Gewalttaten, Plünderungen und Verwüstungen breiteten sich die Truppen im Lande aus, das, vollständig darniederliegend, seine Peiniger noch dazu erhalten sollte. Erst im Frühjahr 1627 wurde der Großteil abgezogen, um an den Kämpfen des Dreißigjährigen Krieges im Reiche teilzunehmen.

5.

Schon im Dezember 1626 hatte man über 100 „Rädelsführer“ in Linz gefangen gesetzt; manche starben an Krankheit, Wunden oder den Folgen der Folterung im Gefängnis. Am 26. März 1627 fand die erste Hinrichtung auf dem Hauptplatz zu Linz statt. Von den acht Verurteilten waren sieben katholisch geworden in der Hoffnung auf Gnade, doch diese bestand nur darin, daß sie von Jesuiten aufs Schafott begleitet wurden. Sie wurden ebenso wie der einzige standhaft Gebliebene, der Bauer Hans Vischer von Eck, einer der bei Neukirchen siegreichen Hauptleute, enthauptet, darunter auch Achaz Wiellinger und Madlseder. Am 23. April wurden zehn weitere hingerichtet, die ebenfalls katholisch geworden waren. Die Leichname wurden gevierteilt und verbrannt, ihre Köpfe an Tatorten aufgesteckt. Noch im Sommer fanden Hinrichtungen statt; ein Teil der Gefangenen wurde zu Strafarbeiten nach Wien geschickt, andere entlassen, über das Ende so mancher ist nichts bekannt.

Fadingers und Zellers Weib und Kinder wurden auf ewig verbannt, die Leichname der beiden Helden wurden im Mai 1627 aus dem Grab in Eferding gerissen und durch den Scharfrichter von Linz in dem wüsten Moos in der Nähe von Seebach bei Eferding eingescharrt. Herberstorf befahl, über dieser Stätte einen Galgen zu errichten.

Am Tag der ersten Hinrichtung in Linz, dem 26. März 1627, hatte der Kaiser bekanntgegeben, daß das „heilsame Werk“ der Gegenreformation nun ernstlich vorgenommen und fortgesetzt werden solle. Und dieses Versprechen hat er auch gehalten. 1628 ging Oberösterreich wieder an den Kaiser über. Nur 1632 erhoben sich die Hausruckviertler Bauern unter Jakob Greimbl noch einmal. Als diesem aber nach Niederwerfung des Aufstandes die rechte Hand und dann das Haupt abgehauen, anderen vor der Enthauptung die Zunge ausgerissen und „ums Maul geschlagen“ worden war und noch andere mit glühenden

Zangen gezwickt, erdrosselt, gevierteilt, aufgehängt worden waren, erhoben sich die Bauern nicht wieder. — Die zwangsweisen Auswanderungen und gewaltsamen Bekehrungen zur Alleinseligmachenden nahmen ihren Fortgang, trafen aber auch den protestantischen Adel, der als Lohn für seine Zurückhaltung im Bauernkrieg Religionsfreiheit verlangt hatte! Aus engherzigen Standesinteressen hatte er es versäumt, sich mit seinen heldenmütigen bäuerlichen Glaubensgenossen fest zusammenzuschließen. Wer weiß, was sonst der Bauernkrieg dann für ein Ende genommen hätte. So wurden die Stäbe, die als Bündel nicht hätten gebrochen werden können, einzeln nacheinander geknickt.

Aber der Wurzelstock blieb. Und trieb.

Heute hat Oberösterreich wieder evangelische Gemeinden, unter den Bauern seit dem Toleranzpatent 1781, unter Bürgern und Arbeitern seit jüngerer Zeit.

Auf dem Bauernhügel bei Pinsdorf, unter dem die Gefallenen der Gmundner Schlacht liegen, steht seit 1883 ein Gedenkstein, dessen Inschrift allerdings, so harmlos sie war, auf einen Protest des katholischen Pfarrers hin nach Weisung der k. k. Statthalterei, abgeschliffen werden mußte.

Ein Stein für das Grab Fadingers soll fertig, aber bis heute aus leicht begreiflichen Gründen nicht aufgestellt, in einem Bauernhofe nicht allzuweit davon liegen.

Im Herbst 1923 führte das Jahresfest des österreichischen Gustav-Adolf-Hauptvereins in Eferding eine stattliche Anzahl von Festgästen zu einer schlichten, aber ungemein eindrucksvollen Gedenkfeier in die gelichteten Reste des Emlinger Holzes, wo die erste der vier letzten großen Schlachten des Bauernkrieges geschlagen worden war.

Am 15. August 1925 aber werden sich die evangelischen Gemeinden durch Wort und Lied beteiligen an der Enthüllung des Denkmals auf dem Haushamerfelde, das von jetzt katholischen Oberösterreichern, die sich ein schönes Gefühl für die Heldengröße und Glaubenstreue ihrer Vorfahren bewahrt haben, unter Mithilfe der evangelischen geschaffen wurde. Aehnlich einem Hünengrab ragt es bereits jetzt schon, vom Grün junger Linden umrauscht, graniten wuchtig empor, der Festfeier harrend und ausschauend nach neuen Getreuen des Evangeliums und seiner Kraft.

Zlan. Hans Kirchmayr.

Deutsch-protestantische Umschau.

Deutsches Reich.

Nochmals Nachklänge zur Reichspräsidentenwahl. Die Erörterungen über die Wahl des Reichspräsidenten sind in der Oeffentlichkeit so ziemlich verstummt und von dringlicheren Fragen der Tagespolitik abgelöst worden. Nur in einigen evangelischen Blättern geht noch die Auseinandersetzung weiter, namentlich im Anschluß an die seltsame Empfehlung, die eine kleine Gruppe von evangelischen Theologen der Kandidatur Marx ausstellen zu sollen glaubt, und an die noch seltsamere Verteidigung, mit der sie hintendrein diesen Schritt rechtfertigen zu können überzeugt waren. Die Tatsache, daß die Unterzeichner dieses Aufrufs zum Teil Führer einer bestimmten wissenschaftlichen und kirchlichen Richtung innerhalb des Protestantismus sind, hat außerdem sofort auch zu einer Verschärfung und Vergiftung innerkirchlicher Gegensätze beigetragen, obgleich gerade auch solche Männer, die in wissenschaftlichen und kirchlichen Fragen auf Seiten der Genannten stehen, in großer Anzahl — sicher sogar weitaus zum größten Teile — die Verirrung nicht mitgemacht haben. So schrieb z. B. der geschätzte Frankfurter Pfarrer Kübel in einem offenen Briefe an Professor Rade (Christl. Welt, 22/23):

„... Die Losung war, religiös, kirchlich angesehen, nicht: „Für Hindenburg!", sondern: „Gegen Marx!" Das war in der Wirkung dasselbe, aber die Begründung war verschieden. „Für Hindenburg!", das hat Ihnen niemand zugemutet; aber: „Gegen Marx!", das konnte und mußte man erwarten. Wenn aber auch dies nicht, dann mußten Sie wenigstens das Eine, das Letzte tun und schweigen. Stattdessen haben Sie und Ihre Gesinnungsgenossen der Presse, der Sie selbst ein sonderliches Verständnis für unsere Kirche kaum zusprechen werden, die Möglichkeit verschafft, Tag für Tag aus der Feder evangelischer Theologen einen neuen Artikel für Marx zu bringen, und haben in förmlichem Aufruf mit Ihrer Unterschrift dem evangelischen Volke zugemutet, den gefährlichsten Vorkämpfer seines Todfeindes an die Spitze des Deutschen Reiches zu stellen. Die Gründe, die Sie dazu bestimmt haben, mögen gewesen sein, wie sie wollen: Diesen Schritt durften Sie nicht tun. Ahnen Sie denn nichts davon, wie stark Sie damit in den Augen der evangelischen Schicht, die noch einen Funken von kirchlichem Bewußtsein besitzt, Ihren guten Namen bloßgestellt haben? Nichts davon, daß unser Kirchenvolk in diesem Schritte nur einen Verrat am Protestantismus erblicken konnte? Nichts davon, wie furchtbar Sie uns durch diese Losung selbst den rein kirchlichen Kampf gegen Rom erschwert haben? Nichts davon, daß man unmöglich künftighin Männer noch ernst nehmen kann, die nachmittags Resolutionen gegen das bayerische Konkordat fassen und abends für einen Mann eintreten, der willens ist, dasselbe Konkordat dem ganzen Deutschen Reiche aufzunötigen? Haben Sie denn kein Mitleid mit unserer ohnedies zerrissenen und ratlosen Schicht, die durch die Zumutung, einen Marx zu wählen, förmlich in den Abgrund der Zerrissenheit und Ratlosigkeit hinabgestoßen wurde?"

Es hat besondere Entrüstung hervorgerufen, daß der Aufruf der genannten Theologen am Wahlsonntage vor den Türen der evangelischen Kirchen an die Besucher der Gottesdienste verteilt wurde, wofür immerhin die Verfasser, auch wenn diese unglaubliche Taktlosigkeit (wie wir überzeugt sind) nicht von ihnen ausging, doch mitverantwortlich sind. Es wurde von seiten der um Professor Rade vereinigten Gruppe oft geklagt über mangelnde politische Neutralität der Kirche. Gewiß nicht immer mit Unrecht. Auch lange nicht immer mit Recht. Der Protestantismus muß, im weitesten, schönsten, über die Tagespolitik hinausreichenden Sinn des Wortes national sein. Wir berufen uns auf das Wort eines der berühmtesten Unterzeichner des Aufrufes für Marx, das an der Spitze unserer heutigen Folge steht („Altes und Neues"). Die Aufgabe, in der Predigt das zeitgeschichtliche Erleben mit dem Ewigen zu verflechten, ist freilich nicht leicht, und fordert viel Takt, an dem es wohl gelegentlich hüben und drüben mangeln mag. Aber jenes Flugblatt und seine Verteilung hat alles, was man von Seiten der politischen Linken in seinem Beschwerdebuch verzeichnete, mehr als aufgewogen.

Die Frage des Zusammengehens zwischen Sozialdemokratie und Zentrum ist gleichfalls noch nicht ausgeschöpft. Man hat sich bisher kaum vergegenwärtigt, was es bedeutet, daß diesmal nicht (wie schon oft) das Zentrum für die Sozialdemokratie einsprang, sondern die Sozialdemokratie für das Zentrum, obgleich die erstere im ersten Wahlgange fast doppelt soviel Stimmen erwarb. Immer deutlicher zeigt sich am Horizont eine Riesenhoffnung und ein Riesenziel römischer Propaganda: Daß die sozialistischen Arbeitermassen, wenn auch sie einmal den Bankerott des atheistischen Materialismus gespürt hätten, sich der massivsten religiösen Autorität, der Roms, in die Arme stürzen möchten. Ganz oben und ganz unten in der menschlichen Gesellschaft setzt die römische Propaganda ihren Hebel ein: Bei den durch den Umsturz verängsteten oberen Zehntausend, und beim Proletariat; die bürgerliche Mittelschicht und die Bildungskreise bleiben als ganz aussichtslos vorläufig außer Betracht. Ließ sich doch vor einigen Monaten, am 25. Oktober 1924, die „Germania" schreiben „von einem nichtkatholischen Mitarbeiter" (es braucht deswegen kein „protestantischer Mitarbeiter" zu sein):

„Es gibt eine „Kirche", d. h. eine Form des Glaubens, die es dem europäischen Proletarier möglich macht, den kosmischen Gott zu erkennen: das ist die katholische Kirche.

Sie kann, wenn ihre „Diener", d. h. ihre irdischen Vertreter wollen, seinen Schmerz begreifen und mit ihm teilen. Denn auch sie, die katholische Kirche, umfaßt den Schmerz der Welt. Sie ist in diesem Sinne „international", wie das „Proletariat". International heißt unter anderem friedlich sein. Sie ist friedlich wie die Armen, Enterbten, Hungrigen — wie die „Proleten" friedlich sind. Sie ist duldsam, wie die Armen, Enterbten, Hungrigen — wie die „Proleten" duldsam sind.

Gegen die Duldsamkeit, Friedlichkeit, Internationalität der katholischen Kirche erhebt sich ein Feind: Der unduldsame Protestantismus.

Gegen die Duldsamkeit, Friedlichkeit, Internationalität des Proletariats erhebt sich ein Feind: Der kapitalistische, kriegerische, unduldsame Nationalismus.

Vom Protestantismus zum kapitalistischen Nationalismus ist ein gerader Weg. Es ist der Weg, der von Luther zu Ludendorff führt. Ich meine: Vom Typus Luther zum Typus Ludendorff. Vom brutalen Zerstörer der christlichen Einheit zum brutalen Zerstörer der europäischen Einheit, der Welteinheit; vom Störenfried zum Störenfried; vom Unreifen zum Unreifen; vom Mißverstehenden zum Nichtverstehenden; vom Fürstenknecht zum Industriellendiener ohne Wissen und Wollen.

Es führt ein gerader Weg vom Nationalchristentum zum Nationalheidentum; von den 95 Thesen zum Hakenkreuz.

Zwei internationale Mächte führen zum Frieden der Welt. Beide haben zwei verschiedene Namen für ihre Bestrebungen.

Die katholische Kirche sagt: Einigung der Christenheit. Das Proletariat sagt: Einigung der Enterbten.

Aber die Einigung der Enterbten, der Armen, der besten Christen also: Ist sie nicht die Einigung der Christenheit? Wie weit bleibt alles Trennende hinter dieser Gemeinsamkeit?

Ich sehe nur Reibungsflächen, aber keinen tiefergehenden Gegensatz. Ich sehe in der katholischen Kirche die Mutter der Armen. Es fehlt nur ein deutliches Bekenntnis von beiden Seiten: Ein Bekenntnis der Mutter zu den Kindern, und umgekehrt?" (Sperrungen wie im Original.)

Das klingt freilich alles ganz anders als die krampfhaften Versicherungen des Abgeordneten Wildermann im preußischen Landtage: „Es zweifelt kein Mensch daran, daß der Sozialismus eine Irrlehre, und eine gefährliche Irrlehre ist. Haben Sie jemals aus dem Munde eines Katholiken etwas anderes gehört?" Man hat eben auch die anderen Töne zur Verfügung. Freilich: Die erste Probe auf das Exempel war ein starker Versager. Die sozialdemokratischen Massen haben der Parole: Für den Zentrumsmann! doch nicht überall Folge geleistet. Aber deswegen braucht man nicht gleich auf die hochfliegenden Zukunftspläne zu verzichten.

Zum letzten Male Ebert. Es hat viel Scheltens gegeben in der evangelischen Oeffentlichkeit um Eberts Beisetzung: Der eine eiferte mit Profetenstrenge, daß man das Oberhaupt des Reiches nicht genug geehrt habe, der andere war entrüstet, daß die evangelische Kirche gegenüber dem Exponenten der atheistischen Kirchenfeindlichkeit des Guten zu viel getan habe. Nur in dem Einen waren beide Teile einig: Die römische Kirche bekam ihr Lob ab. Lob, wenn sie in Berlin läuten ließ. Lob, wenn sie in München nicht läuten ließ. Das ist nun einmal protestantische Tradition: Kritik an der eigenen Kirche, sie mag's machen wie sie will; kritikloses Lob der römischen Kirche, sie mag's auch machen wie sie will. Da kommt uns, etwas verspätet, die Nachricht aus Kopenhagen zu, daß dort in der katholischen Kirche ein Requiem für Ebert, den Apostaten, der allen heißen Bemühungen zum Trotz den Rückweg in die Kirche nicht mehr gefunden hat, gelesen worden ist! Einladungen dazu wurden von der deutschen Gesandtschaft an die deutschen Vereine ausgesandt. Allerdings war die sehr kleine Kirche nur halb voll. Anwesend waren die fremden Diplomaten; von der gesamten deutschen Kolonie waren zwei Herren vom Vorstand des deutschen Vereins da, darunter der vermutlich nichtkatholische Herr Hertzberg. — In Dänemark, dem Mittelpunkte eifriger katholischer Propaganda, muß sogar der tote Apostat zur Reklamefigur für die katholische Kirche dienen.

Oesterreich und Erbstaaten.

Gemeindenachrichten. Nun beginnen auch langsam wieder die Kirchbaupläne sich zu regen. So hat man in der kleinen, aber rührigen Gemeinde Böhmisch-Kamnitz (Zweiggemeinde von Rosendorf) den alten, von den Fluten der Kriegsnot weggeschwemmten Bauplan wieder aufgenommen und hofft ihn mit Aufgebot eigener Kraft und mit brüderlicher Hilfe durchzuführen. Die Gemeinde Böhmisch-Kamnitz, die sich durch vielerlei Hemmungen zähe gehalten und in die Höhe gearbeitet hat (heute 150 Seelen), hielt ihre Gottesdienste lange in der Turnhalle, jetzt in einem räumlich ungenügenden und nur widerruflich eingeräumten Zimmer einer Mädchenschule. Sie verdient für ihr Vorhaben jede Förderung.

Eine neue Predigtstelle ist in Pömmerle-Nestersitz, Pfarrgemeinde Aussig a. d. Elbe (Deutschböhmen) eröffnet worden.

Persönliches. Mit der Verlegung des Prager Diakonissen-Mutterhauses nach Zöptau übersiedelt auch Pfarrer Claussen dorthin, um sich künftig ungeteilt der Leitung dieses Werkes zu widmen. An seine Stelle als zweiter Pfarrer der deutschen evangelischen Gemeinde in Prag tritt Pfarrer Sakrausky, bisher in Feldkirch (Vorarlberg).

Vikar Günther (Turn), Vikar Anacker (Waidhofen an der Ybbs) und Pfarrer Haase (Weipert) sind in das Deutsche Reich zurückgekehrt. In Mödling ist als Pfarrvikar Kand. Gerhard Rabes aus Pößneck in Thüringen in die Arbeit eingetreten.

Der Papst beabsichtigt, wie die „Kirchl. Blätter" (17) melden, für Siebenbürgen eine Kardinalswürde zu schaffen; sie soll, wie verlautet, dem Bischof Majlath von Karlsburg übertragen werden. Es liegt wohl die Meinung zugrunde, daß die römisch-katholische Kirche in Siebenbürgen dadurch eine Erhöhung ihres Ansehens und ihres Gewichtes erfahren würde, deren sie bedürfe, seit die romänisch-orthodoxe Kirche zur „dominanten" in Romänien erhoben wurde und in einem Patriarchen ihr Oberhaupt hat.

Die „tschechisch-brüderische Kirche", d. h. die nunmehr vereinigten tschechischen evangelischen Kirchen Augsburgischen und Helvetischen Bekenntnisses im ehemals österreichischen Anteil, Böhmen, Mähren und Schlesien, hat seinerzeit den Beschluß gefaßt, auch in der Slowakei, also im vormals ungarischen Anteil des neuen Staatswesens, eigene Gemeinden zu gründen. Da jedoch dieser Beschluß von den dortigen evangelischen Kirchen, die noch von der ungarischen Zeit her ihr gesondertes Leben führen, begreiflicherweise als Feindseligkeit aufgefaßt wurde — er würde die Begründung einer dritten evangelischen Kirche auf Kosten der bestehenden bedeuten und überdies nationale und politische Schwierigkeiten in eine Kirche hineintragen, die deren ohnedies in ausreichendem Maße hat —, so mehren sich jetzt die Stimmen, die der Synode die Aufhebung dieses Beschlusses anempfehlen.

Im Interesse der Heranziehung eines ausreichenden theologischen Nachwuchses verlangt eine Pastoralkonferenz der evangelischen Kirche AB. in Preßburg die Uebernahme der dortigen evangelisch-theologischen Fakultät durch den Staat, wobei aber der Sprachenfrage gebührend Rechnung zu tragen sei. Als Fortschritt der ungarischen Vergangenheit gegenüber wurde es bezeichnet, daß seit vier Jahren wenigstens für die praktische Theologie ein besonderer deutscher Lehrstuhl besteht.

Ausland.

Unter außerordentlichem Gepränge fand in der Woche vor Pfingsten zu Rom die Heiligsprechung des Jesuiten Petrus Canisius, des geistigen Hauptes der Gegenreformation in Deutschland, und zugleich seine Erhebung zur Würde eines Doctor ecclesiae, eines anerkannten Lehrers der katholischen Gesamtkirche, statt. Der deutsche Katholizismus war durch Fürstlichkeiten, Staatsmänner (Marx!), Adels- und Gelehrtenwelt und eine Menge schlichter Festpilger vertreten; nur Prälat Seipel und seine Wiener Abordnung fehlte; sie hatten zuviel Würde, den italienischen Boden zu betreten, nachdem österreichische Pilger auf altem deutschen Boden von faschistischen Strolchen ungesühnt mißhandelt worden waren. Die „laschen" Oesterreicher hatten wieder einmal ein feineres Gefühl für deutsche Würde als die reichsdeutschen Zentrumskreise. Die Zeremonie selbst ging im Petersdom vor sich. Nachfeiern wurden in der Kirche Al Gesu (der Jesuitenkirche Roms), drei Tage lang veranstaltet. Von morgens früh um 5 bis 12 Uhr mittags wurden an allen Altären ununterbrochen Messen gelesen. Nachmittags wurden täglich Lobpredigten auf den neuen Heiligen gehalten. Der Reigen wurde eröffnet durch den Prälaten der Ritenkongregation Monsignore Salotti. Der Prälat bediente sich stark der Antithese, und diese hieß: Martin Luther. Das Bild, das der Ritenprälat von dem deutschen Reformator entwarf, war schauerlich, entsetzlich. Man wußte nicht, was mehr zu bestaunen war: die gänzliche Unfähigkeit, Luther und seine Zeit zu verstehen, oder die Fähigkeit, in einstündiger Rede Fluten von Schimpfwörtern, Geschichtsirrtümern und Bosheiten gegen die Reformation und den Protestantismus auf die Zuhörer herabzuschleudern. Hier einige Proben: Luther war eine Ausgeburt der Hölle, ein Mönch, der sich der Sinnlichkeit auslieferte, der jungfräuliche Seelen aus dem Kloster riß, um sie zum Opfer seiner Gelüste zu machen. Luther vernichtete alle Kultur und machte die Deutschen zu einem grausamen, blutrünstigen, zerstörungswütigen Volk. Was sich ihm anschloß, watete im Sumpf der Leidenschaften und Gottlosigkeit. In höchster Not trat ihm auf Gottes Geheiß Canisius gegenüber. Er sprang dem Ungeheuer an die Gurgel und zwang es in Banden. Er rettete die deutsche Kultur und wahrte ihren Zusammenhang mit der lateinischen, mit der katholischen, mit der menschlichen Kultur. Luther führte seine Anhänger in den Abgrund, Canisius führte seine Getreuen in den Himmel. Das Gottesgericht ist klar und deutlich. Luther und sein Werk zerfallen in Staub, Canisius wird zu neuen Ehren erhoben. Der Protestantismus sinkt herab zur Bedeutungslosigkeit, der Katholizismus ist die aufsteigende Macht in allen Völkern und Ländern usw. Es war qualvoll — so berichtet ein Ohrenzeuge — diese maßlose Beschimpfung Luthers und der zu ihm haltenden Völker eine geschlagene Stunde lang anzuhören. Glücklicherweise verstanden die wenigsten Pilger aus den nordischen Ländern diese Schmähungen. Das boshafte Lächeln der anwesenden italienischen Prälaten, Priester und Gläubigen wußten sie nicht zu deuten.

Die Rede des fanatischen römischen Prälaten fand ihren Abschluß in dem sakramentalen Segen, den der durch seine gegenreformatorischen Schriften und Maßnahmen bekannte Kardinal van Rossum erteilte.

Die letzte Canisiusfeier am 25. Mai in der „deutschen Nationalkirche" Santa Maria dell'Anima war merkwürdig schwach besucht. Kardinal Faulhaber sollte dort eine letzte Festpredigt halten. Viele nichtdeutsche Pilger waren gespannt, eine der großen programmatischen Faulhaberschen Reden zu hören. Aber der Kardinal blieb aus. Auf dem in der Kirche selbst verteilten Programm stand zu lesen, daß nach dem von dem Wiener Kardinal, Erzbischof Piffl, gehaltenen Pontifikalamt der Würzburger Bischof Ehrenfried die Rede halten würde. Aber auch Bischof Ehrenfried meidet die Kanzel, so daß die Pilgermassen nach dem Pontifikalamt still auseinandergehen. Ebenso trat der Kölner Domchor, der bei der Feier mitwirken sollte, nicht in Tätigkeit. Die liturgischen Gesänge wurden in einfacher Weise von den Zöglingen des Germanikums und den Kaplänen der Anima verrichtet. Was es da für Unstimmigkeiten gegeben haben mag.

Leider führten verschiedene Pilgerzüge auch einige Protestanten mit. So z. B. die amerikanischen, englischen und skandinavischen. Auch protestantische Pfarrer befanden sich darunter. Man hat sie in Rom zur Rede gestellt. Sie gaben unumwunden zu, daß die billige Fahrgelegenheit und das Versprechen der katholischen Führer, ihnen Zutritt zu den Feierlichkeiten im St. Peter und zu den Audienzen im Vatikan zu verschaffen, sie dazu bewogen hätte. Sie erklärten weiter, nichts stehe ihnen ferner, als durch ihre Teilnahme an der Reise eine innere Anerkennung des Katholizismus und des Papsttum kundgeben zu wollen. Wenn dies in vatikanischen Aeußerungen behauptet wird, so sei es eine durchaus irrige Annahme. Der italienische Protestantismus hat indes diese Teilnahme aus genauer Kenntnis ihrer Wirkung in Rom weit besser aufgefaßt. Am 23. Mai traten die Wortführer des Protestantismus in Rom zusammen und erklärten mit tiefer Entrüstung, daß die Rechtfertigung dieser Teilnahme aus rein materiellen Gründen nach ihrem Empfinden einen bedauerlichen Mangel an protestantischer Würde und Selbstbewußtsein bewiese, der die augenblickliche kritische Lage des italienischen Protestantismus nur verschlimmern und dem Triumphgefühl Roms über den überwundenen Protestantismus erneut Nahrung gebe. Deutsche Protestanten hätten überdies schon aus Gründen nationaler Ehre auf das Betreten italienischen Bodens verzichten sollen, so lange Deutsch-Südtirol unter dem welschen Joche schmachtet. Die oberflächlichen protestantischen Mitläufer des Anno Santo verlaufen sich. Die Folgen aber ihres unüberlegten Gebarens wird in erster Linie der in heißester Kampfzone zurückbleibende italienische Protestantismus in verschärfter Form zu tragen haben.

Das Endresultat der römischen Canisiuswoche bleibt also konfessionelle Verhetzung und verschärfter Kampf diesseits und jenseits der Berge.

Polen. Die Erörterungen über das Konkordat ziehen immer weitere Kreise. Es erregt namentlich im Freistaat Danzig der Umstand die Gemüter, daß der Freistaat, genau so wie Wilna, in das Gebiet der polnischen Bischofssprengel einbezogen wurde, daß also damit der Papst indirekt die Zugehörigkeit Danzigs zu Polen anerkannt hat. Die ultramontane Presse pflegt bei ähnlichen Beschwerden immer hervorzuheben, der Papst müsse die durch die Staatsverträge geschaffene Lage anerkennen; aber hier wie in Wilna handelt es sich um eine politische Lage, die den Staatsverträgen widerspricht. Nun wird wohl nächstdem die Behauptung auftauchen, daß das Konkordat, das eine fremde Staatsregierung abgeschlossen, auch für Danzig Geltung habe. Es ist noch nachzutragen, daß das Konkordat im polnischen Abgeordnetenhaus nur von einer Minderheit angenommen wurde: 181 Abgeordnete stimmten dafür, 110 dagegen, 153 enthielten sich der Abstimmung. Ein während der Verhandlungen eingebrachter Antrag, der der Geistlichkeit staatliche Besoldungen nach Maßgabe der staatlichen Gehaltssätze (Kardinal = Ministerpräsident, Bischof = Minister, Pfarrer = Landrat) zu verwilligen, wurde (laut Altk. Volksbl. 18) von der Mehrheit durch Verlassen des Sitzungsraumes vereitelt.

Besonders stark ist der Widerstand der Evangelischen in Polen. Die Deutsche Vereinigung im Abgeordnetenhause gab nach der Annahme eine Erklärung ab, in der sie gegen das „Konkordat der Unduldsamkeit" den schärfsten Einspruch erhob. Im Widerspruch zur Verfassung werde die ganze evangelische Bevölkerung Polens vergewaltigt. Das Konkordat bedeute die Herrschaft der römisch-katholischen Kirche über den Staat. Schon sein erster Artikel sei gegen die nichtkatholischen Bekenntnisse gerichtet, was ganz besonders in der Frage der Mischehen zum Ausdruck komme.

Ueber die „vielbesprochene Angelegenheit des Paulinums" des evangelischen Schülerheims in Posen, welches der polnische Staat enteignet hat, weil es formell früher Eigentum des Berliner Zentralausschusses für Innere Mission war, schreibt das Stanislauer „Evangelische Gemeindeblatt" (5), also ein Blatt, das stets für Verständigung eingetreten und öfter dem Protestantismus im vormals preußischen Anteil gegenüber eine spürbare Zurückhaltung gezeigt hat: „Die unierte Kirche hat sich gegen das Vorgehen der Regierung, so gut sie konnte, gewehrt und der polnisch-deutsche Schiedsgerichtshof in Paris hat mit Rücksicht darauf, daß die Frage der Berechtigung hinsichtlich der Liquidation kirchlichen Eigentums jedenfalls noch einer gewissen Klarstellung bedarf, dahin entschieden, daß an der Besitzlage des Paulinums vorläufig nichts geändert werden darf. Unmittelbar nachdem diese Entscheidung in Paris gefällt wurde, ist die Liquidierung vollzogen worden und zwar, wie es heißt, weil die Regierungsstellen in Posen damals von dem Pariser Bescheid noch nicht verständigt waren — während merkwürdigerweise die Vertreter der unierten Kirche diese Verständigung bereits besaßen. Das alles wäre zwar vom evangelischen Standpunkte aus bedauernswert, aber damit müßte man sich bei der Sachlage abfinden. (Wirklich??) Das Peinliche bei der Sache aber ist, daß sich als Käufer für das Paulinum bei der Regierung sofort der polnisch-evangelische Verein in Warschau, hinter dem, wie man wohl weiß, der ganze Verband evangelischer Polen mit der Warschauer Zentralleitung steht, gemeldet und die Anstalt auch für einen sehr geringen Preis gekauft hat. Die einzelnen Vorkommnisse bei der Uebernahme der Anstalt wollen wir hier nicht weiter erörtern. (Warum denn nicht?) Für uns fragt sich nur: „War es von einem höheren Gesichtspunkte, vom Gesichtspunkte des Gesamtprotestantismus und sagen wir, vom Gesichtspunkte der evangelischen Bruderliebe, vom Standpunkte des Reiches Gottes aus richtig und gut, daß der evangelisch-polnische Verein hier sofort als Käufer auftrat, obwohl er doch wußte, daß die evangelisch-unierte Kirche noch einen Rechtsstreit führt, um die Anstalt ihrerseits womöglich behalten zu dürfen?" Es wäre richtig gewesen, ja, es wäre sogar wunderschön gewesen, wenn die Sache so läge, daß bereits jede Hoffnung auf Erhaltung der Anstalt für die unierte Kirche endgültig ausgeschlossen gewesen wäre. Das behauptet man nun zwar von evangelisch-polnischer Seite. Allein formell (und nicht nur formell!) besteht jedenfalls noch immer die Möglichkeit, daß das Liquidationsverfahren rückgängig gemacht wird. Und wenn es auch nicht so wäre, bleibt immer dies das Peinliche, daß die evangelischen Polen in dieser Sache ohne Fühlungnahme mit den Organen der unierten Kirche vorgegangen sind. Wäre in freundschaftlicher brüderlicher Besprechung zwischen beiden Teilen abgemacht worden: „Wir — die evangelischen Polen wollen jetzt abwarten, wie Euer Kampf um den Besitz des Paulinums abläuft, und erst dann, wenn wir beide, ihr Unierten und wir polnischen Lutheraner zu der Ueberzeugung gekommen sind, das Paulinum ist für Euch absolut nicht zu retten, dann wollen wir einspringen und — damit die Anstalt doch jedenfalls dem Protestantismus erhalten bleibt, — sie unsererseits erwerben" — wäre die Sache in dieser Weise vor sich gegangen, so hätte sie ein ganz anderes Ansehen. Aber an dieser brüderlichen Vereinbarung, an diesem gemeinsamen Vorgehen, hat es eben gefehlt. Die evangelischen Polen sind kalt und hart wie Fremde ihren evangelischen Brüdern in dieser Sache gegenübergetreten und haben dadurch jedenfalls bei diesen den Eindruck erwecken müssen, daß sie aus dem Schaden der anderen für ihre Sache Nutzen ziehen wollten. Und wenn nun schließlich gesagt wird: „Aber auf alle Fälle bedeutet die Sache doch einen Sieg des Protestantismus, indem die Anstalt nur für diesen überhaupt gerettet ist", dann erwidern wir darauf mit vollem Bewußtsein: „Noch etliche solcher Siege des Protestantismus in Polen und er geht zugrunde!" Das fürchte ich, machen sich unsere evangelischen polnischen Brüder nicht genug klar. Derartige Errungenschaften — und es lassen sich gewiß noch mehr solche machen —, die auf Kosten des Bruderverhältnisses mit den evangelischen Deutschen, mit denen Gott nun einmal die evangelischen Polen in unserem Staatswesen in eine Schicksalsgemeinschaft gestellt hat, zustande kommen — derartige Errungenschaften sind zu teuer erkauft! Generalsuperintendent Bursche hat in einer Versammlung der polnischen Landesvereinigung des Weltbundes für Freundesarbeit, sehr richtig gesagt: „Wir (d. h. die evangelischen Polen und die evangelischen Deutschen) können nur entweder miteinander gehen oder wir müssen gegeneinander gehen — ein neutrales Verhältnis gibt es nicht!" Das Wort ist durchaus treffend — nur ist bisher leider noch viel zu wenig geschehen, um ihm wirklich gerecht zu werden." (Die Sperrungen und die in Klammern gesetzten Zwischenbemerkungen sind von uns. Schriftl. der Wartburg.)

Los von Rom in Polen? Wie der „Christl. Apologete" (20) der Warschauer Presse ohne nähere Quellenangabe entnimmt, sollen in Polen allein im letzten Jahre 20 000 Familien aus der römischen zur griechisch-orientalischen Kirche übergetreten sein, außerdem 8000 Ehepaare zum Protestantismus. Die Ausgetretenen gehören durchweg den Bildungsschichten an.

Deutsch-protestantische Bücherschau.

Zu den Luthergedenktagen des Jahres 1925.

Zur Aufführung an evangelischen Gemeindeabenden eignet sich vorzüglich: Nichts Lieblicheres auf Erden ..... Ein Spiel von Martin Luther und Katharina von Bora von Georg Türk. In drei Bildern. (Stuttgart, Steinkopf 1925. 38 S. 1 M.) Da ist dem auf diesem Gebiete ohnedies bewährten Verfasser ein guter Wurf gelungen; die Klippen, die in dem Stoffe liegen, wie z. B. unlutherische Sentimentalität, hat er mit kluger Hand umgangen. Wo man nicht ein „abendfüllendes" Stück brauchen kann, kann auch das dritte Bild weggelassen oder ein andermal für sich aufgeführt werden. — Wohl das Beste über Luthers Frau und Luthers Ehe und sicher das Volkstümlichste ist Der Morgenstern von Wittenberg. Das Leben der Frau Dr. Luther erzählt von Hermann Mosapp. (2. Aufl. Stuttgart, Quellverlag [1922]. 170 S. Geb. 3,— M. und 3,30 M.) Das hübsch aus-

gestattete Buch sei dem evangelischen Hause und den evangelischen Vereinen warm empfohlen! — In einer mit Bildern ausgestatteten Einzelschrift behandelt Studienrätin Agnes Bartscherer, Frau Käthe Luther in Torgau (Eine Festgabe zum 13. Juni 1925 auf der Grundlage von archivalischen Forschungen. Torgau, Paul Schiemann 1925. 19 S. 50 Pf.), den bisher noch nicht genügend aufgehellten Lebensabend der Frau Dr. Luther in Torgau. Auch auf die späteren Lebensschicksale ihres Befreiers, des „Nonnenräubers" Leonhard Koppe, und auf Luthers Familie, fällt neues Licht. — Eine Erinnerungsgabe in bester Druckausstattung ist die Festpredigt von Dr. Franz Hagemeyer, Um das Erbe der Reformatoren. Mit Geleitwort von Prof. D. J. Ficker (Halle a. d. S., Evangelisch-sozialer Preßverband 1925. 50 Pf.). Die Wappen (Siegelzeichen) der Reformatoren bieten den Anknüpfungspunkt für kernhafte reformatorische Gedanken. — Besondere Beachtung verdient das nach Inhalt und Ausstattung gleich rühmenswerte Buch Das deutsche evangelische Pfarrhaus in seiner Bedeutung für das deutsche Volk. Hsg. mit Geleitwort von Otto Bölte. (Mit einer Originalzeichnung von Wilhelm Thiele und fünf Abbildungen. Halle a. d. S., Buchhandlung des Waisenhauses 1925. 140 S. Gr. 8⁰. Ganzleinen 5 M.) Einen Hauptteil bilden Aussprüche berühmter deutscher Männer, darunter Riehl, Treitschke, Gustav Freytag, Bismarck u. a., über die Bedeutung des evangelischen Pfarrhauses für das deutsche Volksleben; auch Aufzeichnungen über die lange Reihe berühmter Pfarrersöhne fehlen nicht. Uebrigens ist z. B. in dem Abschnitt: Das Deutsche im evangelischen Pfarrhaus mehr von Deutschtum und Protestantismus als von Deutschtum und Pfarrhaus die Rede. In dem Abschnitt über das Pfarrhaus in der Aufklärungszeit hätte sich doch der Verfasser Goethes Ausspruch über den Landpfarrer nicht entgehen lassen sollen; unter den Gedichten vermissen wir Geroks Pfarrhausgedicht. — Und weil ein Stückchen goldigen Humors seit Luther auch zum evangelischen Pfarrhaus gehört hat, so sei hier angereiht Der vergnügte Theologe. Eine Sammlung von Anekdoten aus Kirchengeschichte und kirchlicher Gegenwart von Euthymius Haas (2. sehr verm. Aufl. Gießen, Töpelmann 1924. 167 S. 2,40 M., geb. 3,50 M.). Es muß schon ein rechter Griesgram sein, der sich (wie vorgekommen sein soll) an den hier zusammengetragenen meist harmlosen Scherzchen und Späßchen ärgert. Und wo hinter dem Scherz bitterer Ernst steckt — was auch bisweilen vorkommt, da ist er erst recht nützlich und heilsam. Und darum wünschen wir auch diesem Buche zum Pfarrhausjubelfeste seine Verbreitung. — Das bisher noch unveröffentlichte Lutherbild von der Stiftungsurkunde der Torgauer Schloßkirche (von 1545) in wohlgelungener Autotypie ist vom Vorsitzenden des Evangelischen Bundes-Zweigvereins Torgau, St.-R. Dr. Helmecke, zu beziehen (50 Pf.). Ebenda sind auch die Bilder der Stiftungsurkunde und der Lutherkanzel zu haben. Schr.

Erzählendes.

Mancher rüstet in diesen Tagen zum Sommerurlaub und möchte noch den einen oder den anderen Band guter Unterhaltungslektüre im Rucksack verstauen. Da möchten wir zunächst auf zwei Bände von Erwin Gros aufmerksam machen. Das leuchtende Haus (Herborn, Oranienverlag 1924. 456 S. Geb. 5,50 u. 7,50 M.), ist eine scharf gesehene und mit Wahrheitssinn wiedergegebene Dorfgeschichte. Hier herrscht weder die verlogene Sentimentalität mancher verflossener Dorfgeschichten, noch der schmutzige angebliche Realismus, der offenbar heute diese Literaturgattung mundgerecht machen soll. Zugleich ein hohes Lied vom tüchtigen Dorfschullehrer. Held ist der junge, um der Selbständigkeit seines christlichen Charakters willen in ein verlottertes Dorf strafversetzte junge Lehrer, der unter allerlei Prüfungen und Schicksalen einer neuen besseren Zeit Bahn schafft. — Nicht minder herzlich sei empfohlen die andere Gabe desselben Verfassers: Es geht eine dunkle Wolke herein. Eine Erzählung (Ebda 1924. 191 S. Geb. 3,50 M. u. 5,50 M.). Gros hat sich schon öfter auf dem Boden des historischen Romans bewegt. Seine jüngste Schöpfung zeigt ihn auch auf diesem Gebiete als Meister. Lieblich und ernst wie das deutsche Volkslied (der Titel ist der Anfang eines solchen), tief und geradlinig-einfach schreitet die Handlung ihren Weg. Daß der oberösterreichische Bauernkrieg von 1625 in die Handlung verwoben ist, wird gerade unsere Leser besonders anziehen. Auch für Volksbüchereien, denen wir doch einmal bessere geistige Kost zuführen müssen, sei das Buch mit in erster Linie genannt.

Mit steigender Anteilnahme haben wir auch Die Gottesnot zu Luggarus (Historischer Roman aus der Gegenreformation. Basel, Frdr. Reichardt [1925]. 274 S. 4 M., geb. 5,60 M.) von C. Jacques Senn gelesen. Ist schon das Stoffliche an dieser Schöpfung für uns besonders ergreifend — die Glaubenskämpfe in Lucarno und die Gegenreformation daselbst —, so freuen wir uns doppelt der sicheren und schönen Gestaltungskraft, die den eines hohen Heldenliedes würdigen Gegenstand meistert. Dem schön ausgestatteten Buch sind vier kühne Holzschnitte beigegeben: es erinnert uns als Ganzes an die schlichte und starke Darstellung alter Holzschnitte.

Auch die beiden folgenden Bücher, Neuauflagen älterer Erscheinungen, gehören zu dem Kapitel vom historischen Roman. Lucifer, Roman von Lulu von Strauß und Torney (Jena, Diederichs 1924. 3.—5. Tausend. 242 S. 5 M., geb. 7 M.), ist etwas Besonderes. In gewaltigen, steilen Linien wird großes schicksalhaftes Erleben gezeichnet. Klosterkämpfe, der Stedinger Kreuzzug, der Hussitismus bilden den Untergrund für ein seelisches Ringen, aus dem zuletzt der Aufschrei wilder Empörung gegen das Mittelalter auflodert, um im Feuerbrand zu enden. Wer auf dem von viel Durchschnittsware überlagerten Felde des historischen Romans etwas Großes und Eigenes sucht, wird hier nicht enttäuscht werden. — Auch dem in demselben Verlag erschienenen Buche: Utz Urbach. Ein Bauernkriegfries von Hermann Grädener (Ebda 1924. 3.—4. Tausend. 387 S.), möchte man gerne die Note: etwas Großes und Eigenes beifügen. Hier ist Sturm und Drang; die Fülle der Gesichte ist so gewaltig, daß sie jede Form sprengt. Aber der Darsteller in diesem brausenden Talent ist noch nicht reif. Der Stil ist ein wildes Hinhauen von Worten — man weiß nicht recht, will er altertümeln, oder dialektisch färben, oder redet er in Zungen: jedenfalls wird das Lesen furchtbar ermüdend. Auch muß es abstoßen, wenn der Verfasser förmlich knietief in Blut und Sinnlichkeit watet. Und doch: Wer so anfängt, von dem ist wohl Starkes zu erwarten.

Von hier zur Idylle ist ein weiter Schritt. Und aus diesem Reiche stammt das Buch stiller, ein wenig versonnener Liebenswürdigkeit von Ida Frohnmeyer, Die Flucht ins Leben. Erzählung (Basel, Kober, C. F. Spittlers Nf. 1925. 212 S. Geb. 4 M. = 5 Fr.). Man wird der Verfasserin nicht Unrecht tun, wenn man urteilt, daß sie in Anna Schiebers Schule gegangen, denn das ist keine schlechte Schule. Sie verrät aber durchaus selbständige Kraft der psychologischen Erfassung. Wie ein stadtmüdes Menschenkind, das in fernster Dorfeinsamkeit nichts als Ruhe sucht, hier erst wieder in die Welt klopfender Menschenherzen hineingestellt und dadurch dem tätigen Leben wieder gewonnen wird, ist fein und wirkungsvoll herausgearbeitet. Das ist eines der Bücher, die man gerne beim Ferienaufenthalt unter einem schattenden Lindenbaum lesen mag. — Daneben möchten wir ein kleines Bändchen stellen: Das goldene Band. Erzählungen von Ilse Reinöhl (Stuttgart, Quell-Verlag o. J. Geb. 1,20 M. u. 1,60 M.), anspruchslose Erzählungen von religiöser Wärme und sittlicher Kraft. Auch dieses Bändchen sei für Volksbüchereien und für Jugendvereine genannt. — In das kleine Geschichtchen aus der christlichen Frühzeit „Das Geheimnis des Fisches" von Peter Dörfler (Freiburg, Herder o. J.. 16.—22. Tausend. 81 S. 1,20 M.) darf man ja mit der Fackel der Kritik nicht allzustrenge hineinleuchten. Es ist kaum anzunehmen, daß in der geschichtlichen Wirklichkeit das Sinnbild des Fisches eine so große Rolle gespielt hat. Aber davon abgesehen ist das nette Büchlein, das die Bekehrung eines verzogenen reichen jungen Römers zum Christentum schildert, durchaus lesenswert.

Ein Zeitroman; ein satirischer Zeitroman; ein guter Zeitroman. Hans Heyck hat ihn geschrieben und ihm den Titel gegeben: Der Zeitgenosse (Leipzig, Staackmann 1925. 351 S.). Die Lebensläufe des ewig Unzulänglichen, der aus zwei Gymnasien hinausgeschmissen, in der Schauspielschule, in der sehr durchsichtig gezeichneten Schule für rhythmische Gymnastik, als Filmkünstler, als Wanderapostel, als Kriegsfreiwilliger, als Arbeiter- und Soldatenrat usw., immer nur schwätzt und mitschwimmt und schließlich endlich von einem, der ihm eine Ohrfeige heruntergehauen hat, eine Rente herausprozessiert. Ein ganz gelungenes Spiegelbild für eine Zeit, in der so unendlich viele Leute oben schwimmen möchten, die nur schwätzen und nie etwas leisten. Ein vergnügliches Buch — wenn es nicht auch so bitter ernst wäre: und darum sei es nachdrücklich empfohlen. Hr.

Geschichte und Völkerkunde.

Im siebenzehnten Jahrgang erscheint nun schon die Historisch-politische Jahresübersicht, begründet von Egelhaaf, fortgeführt von Hermann Haug (Stuttgart, Krabbe 1925. 360 S. 10 M., geb. 12 M.). Was in täglich auf uns einstürmender Fülle ein Jahr lang die Zeitung gebracht, ist hier geprüft, gesichtet und zusammengestellt, zum unentbehrlichen Behelf für jeden, der in der Geschichte unserer Tage, ob auch nur in bescheidenem Kreise, mitreden will, und namentlich für jeden, der mit Wort oder Feder im Leben der Gegenwart tätigen Anteil nimmt. Vor ähnlichen Erscheinungen hat unser Jahrbuch den Vorzug voraus, daß es mit größter Pünktlichkeit schon im April oder Mai zur Verfügung steht. Londoner Protokoll, Dawesabkommen, Ministerkrisen, Maiwahlen, Dezemberwahlen, Hitlerprozeß, Zeigner-Prozeß, Ebert-Prozeß, Aufwertungskämpfe — wer kann sich in diesen und noch vielen anderen Dingen auf sein Gedächtnis verlassen?

Daß der Verfasser seine eigene Meinung zu den Dingen hat, wird ihm niemand verübeln; der sachliche Standpunkt ist darum doch überall gewahrt. Wenn wir Wünsche aussprechen wollen, so wäre es eine etwas eingehendere Behandlung des Auslandes, das diesmal etwas kurz weggekommen ist, und genaue Zahlen (vielleicht als Tabelle im Anhang) bei wichtigen Wahlen. — Auf die gleichzeitig uns vorgelegte „Geschichte des 19. Jahrhunderts vom Wiener Kongreß bis zum Frankfurter Frieden" (Ebda 1925. 2 Bände, 478 und 610 S. 28 M., geb. 33 u. 40 M.), sei heute nur mit herzlicher Freude hingewiesen. Es ist also dem greisen Verfasser noch vergönnt gewesen, seine in neuen Auflagen verbreitete Geschichte der neuesten Zeit (von 1871 bis zur Gegenwart) zu unterbauen. Wir werden diesem stattlichen Werke, das wir schon nach flüchtigem Kosten zu den bedeutsamsten Erscheinungen der letzten Jahre rechnen, bald eine eingehende Würdigung widmen.

Die schriftstellerischen Leistungen von Ferdinand Ossendowsky sind von gründlichen Kennern Asiens, so von Swen Hedin u. a., angefochten worden; auch sein jüngstes Buch mit dem verunglückten Titel „In den Dschungeln der Wälder und Menschen" (21.—30. Tausend. 399 S. Frankfurter Sozietäts-Druckerei), macht bei allen Stilkünsten und blendenden Einzelschilderungen doch den Eindruck, als käme es aus der Schule von Karl May.

A. H. Kober in seinem neuen Werke: Balkan (Erdkraft. Eindrücke aus dem Osten. Zweiter Band) betritt neue Pfade geographisch-ethnographischer Schilderung. Staaten und Völker des Balkan (der ihm übrigens bis in die ungarische Tiefebene hereinreicht), werden in ihren geographischen Gebundenheiten und ihren geschichtlichen Verschlingungen sozusagen mehr impressionistisch geschaut als analytisch zergliedert. Der Vorzug einer solchen Darstellung ist eine Fülle kühner scharfer Gedanken, der Nachteil, daß doch bisweilen die konkrete, nüchterne Tatsachenbeobachtung vor der geistreichen Gesamtschau zu kurz kommt und sohin Urteile ausgesprochen werden, die erst noch zu beweisen wären (so S. 88 ff. über die Rumänen) und anderwärts. Aber auch mit dieser Einschränkung bleibt das Buch eine glänzende Leistung und vermag der bergehohen Unwissenheit in Balkandingen, die bei uns herrscht, abzuhelfen.

Die zu der bekannten Sammlung: Märchen der Weltliteratur (hsg. von Friedrich von der Leyen) gehörigen „Türkischen Märchen", hsg. von Friedrich Giese (Jena, Diederichs 1925. 307 S. Geb. 4 M. u. 7 M.), bieten manches, was über das schlichte Reich des Volksmärchens hinausgeht: Tierfabeln, Sagen und Schwänke, Kunstmärchen und kleine Novellen. Das Zusammenfließen mehrerer Kulturen ist nicht zu verkennen; indisch-arabische Märchenstoffe z. B. haben hier auf ihrer Wanderung nach dem Westen das erstemal halt gemacht. Auch in dieser Gestalt bietet uns das Buch einen wertvollen Einblick in die türkische Volksseele; doch wäre wohl eine Beschränkung auf den Stoff der ursprünglich-naiven Volksdichtung vorzuziehen gewesen. Schr.

Der Kleine Brockhaus.

Der Verlag Brockhaus (Leipzig) kündet das Mitte Mai beginnende Erscheinen des Kleinen Brockhaus an, eines einbändigen Handbuchs des Wissens. Hat schon der vierbändige „Neue Brockhaus" in den paar Jahren, die er als erstes größeres Friedenslexikon vollständig vorliegt, seine allseitige Brauchbarkeit und unübertreffliche Zuverlässigkeit bewiesen, so wird der Kleine Brockhaus gewiß in noch weiteren Kreisen der unentbehrliche Liebling des deutschen Volkes werden, schon weil er trotz seiner Fülle von Stichwörtern (40 000) und der zahlreichen bunten und schwarzen Abbildungen und Karten (5400) in schmuckem Einband bei Subskription nur 21 Mark kostet. Wem diese Ausgabe auf einmal lästig fällt, der kann auf die Lieferungsausgabe subskribieren, die in zehn vierzehntäglichen Lieferungen zu je 1,90 Mark erscheint, so daß dieser kostbare Bildungsstoff während ungefähr eines halben Jahres wöchentlich nur 95 Pf. erfordert. Dabei hat der Subskribent noch die Möglichkeit, sich an einem lockenden mit vielen Preisen ausgestatteten Preisausschreiben zu beteiligen, dessen erster Preis nicht weniger als 1800 Mark beträgt. Wir werden unsere Leser über die Lieferungen unterrichten und benutzen die Gelegenheit, jetzt schon auf das bevorstehende Erscheinen des „Kleinen Brockhaus", dieses langersehnten Handbuchs des Wissens in einem Band, hinzuweisen.

Rom.

Für die zahlreichen Rompilger, die Rom ausschließlich mit katholischen Augen sehen wollen und sollen, hat Anton de Waal vor Jahren seinen „Rompilger, Wegweiser zu den Heiligtümern und Sehenswürdigkeiten der Ewigen Stadt sowie der bedeutendsten Städte Italiens" verfaßt, den in zwölfter Auflage Dr. Johann Peter Kirsch neu herausgegeben hat (M. e. Stadtplan, 21 Plänen und Kärtchen und 83 Bildern. Freiburg, Herder 1925. XIX u. 469 S. 12 °. Biegs. geb. 8,60 M.). Wer gerade in diesem „Anno santo" eine Studienreise nach Rom für besonders ersprießlich hält (wir haben darüber unsere abweichende Ansicht), der findet hier eine Art von katholischem Bädeker. Die gewollte Einseitigkeit bringt es für jeden, der nicht katholischer Jubiläumspilger ist, mit sich, daß er daneben noch eines der anderen Reisebücher braucht. Auch wird er gut tun, sich durch die ganz unhistorischen oder kritiklos verherrlichenden Ausführungen über das Papsttum (z. B. S. 139 ff.) nicht den klaren Blick umnebeln zu lassen. Wer etwa daneben in seinem Gepäck für Alfons Viktor Müllers Papst und Kurie (Gotha, Perthes 1921) noch Platz findet, wird gut beraten sein. — Eine Ergänzung zu diesem und jedem römischen Führer bildet Ludwig von Pastor, Die Sixtinische Kapelle und Raffaels Fresken in den Stanzen und den Loggien des Vatikans (S.-A. aus der Geschichte der Päpste II—V. M. 5 Taf. Ebda 1925. 169 S. Lbd. 4 M.), eine mit warmer Liebe und auf Grund eingehendsten Aktenstudiums geschriebene Einführung in die gewaltigen Meisterwerke, wobei freilich dahingestellt sei, ob die großen Renaissance-Meister wirklich in Allem so die getreuen Dolmetscher des mittelalterlichen Dogmas gewesen. Warnefried.

Philosophie.

Wir stellen an die Spitze ein Werk, das beachtet sein will: Erich Przywara, S. J., Religionsbegründung. Max Scheler-J. G. Newman. (Freiburg, Herder 1923. 291 S.) Es zeigt im Guten und Schlechten alle Eigenschaften der katholischen Wissenschaft, speziell der katholischen Philosophie. Große Gelehrsamkeit, imponierende Belesenheit und bedeutender formaler Scharfsinn auf der einen Seite, und auf der anderen eine ebenso kühne wie zuweilen wunderliche Harmonistik. Diese Harmonistik wird zum Teil schon im Untertitel angedeutet: Scheler-Newman. Scheler ist ja heute in der katholischen Welt eine sehr umstrittene Größe. Zunächst wurde er begeistert gepriesen, heute aber mehren sich gegen ihn — wie z. B. auch gegen den Frankfurter Dessauer — die kritischen Stimmen, denen auch ein antisemitischer Unterton nicht fehlt. Bis zu einem gewissen Grade teilt Przywara diese Kritik, muß er sie teilen, denn Schelers Intuitionismus und die thomistische Scholastik lassen sich — bei allen engen Beziehungen — nun einmal nicht ganz zusammenbringen. Und dann macht Przywara den Versuch, das „Richtige" an Scheler mit der Theologie des großen Konvertiten Newman zu vereinigen, und diese Harmonisierung verschlingt sich mit einer anderen, der Zusammenbringung von Augustin und Thomas, wobei sich Przywara übrigens eng mit Friedrich Heiler berührt, nur daß der Zusammenhang bei ihm mehr theologisch, bei Heiler mehr religiös gesehen ist. Newman ist deswegen zu einer solchen Kombination geeignet, weil er nach Przywara ebenso viel Beziehungen zu Aristoteles und Thomas habe wie zu Plato und Augustin, und weil namentlich sein Begriff des „natürlichen Denkens" nicht — wie oft geschehen — mit der „unmittelbaren Intuition" Pascals gleichgesetzt werden dürfe, womit Przywara zweifellos recht hat. (Uebrigens: in einem soviel mit Zitaten arbeitenden Buch sollte das Wort Bornhausens über Pascal nicht fehlen.) Wenn also Przywara den modernen katholischen Intuitionisten Newman als Muster vorhält, so mag das ganz treffend sein vom Standpunkt kirchlicher Korrektheit, ist aber immerhin eine Angelegenheit, die den Protestanten verhältnismäßig wenig angeht.

Was aber das Buch auch für den Protestanten hoch interessant macht, sind die vielen Bezugnahmen auf evangelische Theologie und Philosophie. So wird Natorps scharfsinnige Kritik Husserls erwähnt, die Fragestellung von Rudolf Otto und Heinrich Scholz wird der der Scholastik entgegengehalten; vor allem aber zeigt Przywara, wie sich in der neuesten Zeit scholastisierende Züge im Protestantismus finden. Als ersten Anfang in dieser Entwicklung nennt er mit Recht Rudolf Eucken; und in Barth und Gogarten erkennt er dann eine starke Hinwendung nach dieser Seite. Przywara freut sich dessen, was sehr begreiflich ist; vielleicht öffnet diese Freude aber endlich mal den blinden Bewunderern dieser neuesten theologischen Richtungen wie der Phänomenologie Husserls und Schelers unter den Protestanten die Augen, daß sie sehen, wohin die Reise geht.

Georg Hagemanns Logik und Noetik (Ein Leitfaden für akademische Vorlesungen sowie zum Selbstunterricht. Vollständig neu bearbeitet von Adolf Dyroff. 12. Auflage. Ebenda 1924. 259 S.) ist bereits seit 1868 im Gebrauch. Die vorliegende Neubearbeitung stammt von Dyroff, der sowohl als Psychologe wie als Logiker bekannt ist, als ersterer allgemein, als letzterer mehr bloß im Rahmen der katholischen Kirche. Es wäre aber ganz falsch, wollte man aus diesem Grunde seine vorliegende Neubearbeitung des berühmten logischen Lehrbuches beiseite lassen. Schlemmer.

Verantwortlicher Schriftleiter: D. Friedrich Hochstetter in Berlin-Niederschönhausen (Nordend). — Verlag: Säemann-Verlag in Berlin W 35 (Postscheckkonto Berlin 466 92). — Druck: Montanus-Druckerei, Berlin W 35.